



Flugschrift für den autonomen Mittelstand

Berlin
Februar 2015

WIR STEHEN AUF DER SEITE DES GATTUNGSLEBENS, UNSERE FEINDE AUF DER DUNKLEN SEITE DES TODES.
ABER DAS LEBEN WIRD SIE ZERMALMEN,
INDEM ES JENE GEGENSÄTZE IN DER WIRKLICHKEIT DES COMMUNISMUS AUFHEBT.

« «Wir haben das Glück erfunden» – sagen die letzten Menschen und blinzeln.
Sie haben den Gegenden verlassen, wo es hart war zu leben: denn man braucht Wärme. Man liebt noch den Nachbar und reibt sich an ihm: denn man braucht Wärme. Krankwerden und Misstrauen-haben gilt ihnen sündhaft: man geht achtsam einher. Ein Thor, der noch über Steine oder Menschen stolpert!
Ein wenig Gift ab und zu: das macht angenehme Träume. Und viel Gift zuletzt, zu einem angenehmen Sterben.
Man arbeitet noch, denn Arbeit ist eine Unterhaltung. Aber man sorgt dass die Unterhaltung nicht angreife.
Man wird nicht mehr arm und reich: Beides ist zu beschwerlich. Wer will noch regieren? Wer noch gehorchen? Beides ist zu beschwerlich.
Kein Hirt und Eine Heerde! Jeder will das Gleiche, Jeder ist gleich: wer anders fühlt, geht freiwillig in's Irrenhaus.
«Ehemals war alle Welt irre» – sagen die Feinsten und blinzeln.
Man ist klug und weiss Alles, was geschehn ist: so hat man kein Ende zu spotten. Man zankt sich noch, aber man versöhnt sich bald – sonst verdirbt es den Magen.
Man hat sein Lüstchen für den Tag und sein Lüstchen für die Nacht: aber man ehrt die Gesundheit.
«Wir haben das Glück erfunden» – sagen die letzten Menschen und blinzeln »



BEITRÄGE ZUR AUTONOMEN KULTURINDUSTRIE

Und da die imaginäre Partei immer noch eine imaginäre ist,
bleibt auch die Durchsetzungskraft der Innenrevision* eine imaginäre.

In einem schwachen und alkoholisierten Moment haben sich die Verfasser_innen der vorliegenden Flugschrift dazu hinreißen lassen, ein Minimum an Zensurversuchen zumindest als Randbemerkungen abzdrukken.

DEBATTENBEITRAG AUTONOME AUS BERLIN

2014 – Das Jahr in dem wir nirgendwo waren

Die folgenden Zeilen erheben weder den Anspruch in der Tiefe Kritik zu leisten, noch können sie einfache Wege aus der desaströsen Situation anbieten. Sie sind an all Jene gerichtet, die nach Perspektiven jenseits der Milieus suchen.

Sie erinnern fragmentarisch an den großen Erfahrungsschatz derjenigen, die im Allgemeinen als die Autonomen bezeichnet werden, auch wenn viele eine solche Kategorisierung für sich eigentlich ablehnen. Wir grüßen alle, die Nächtens unterwegs sind, alle, die sich den Kopf heiß reden, sowie die VerfasserInnen der Debattenbeiträge der letzten Monate.

« **WIR HABEN EUCH WAS MITGEBRACHT: HASS, HASS, HASS** » | Autonome Politik in der BRD war immer vorwiegend auf den unmittelbaren Zusammenstoß mit dem Staat ausgerichtet. Gab es in Italien eine breite Diskussion in der *Autonomia Operaria* um die Fragestellung, wie eine autonome Arbeiterklassenmilitanz, die sich im Zuge der Binnen- Migrationsprozesse ab Mitte der 50er entwickelt hatte, vermasst und weiterentwickelt werden könne, kursierten solche Art von Überlegungen hier nur in Zirkeln um die Materialien für einen neuen Antiimperialismus und der *Karlsruher Stadtzeitung*, der späteren *wildcat*. Beide Ansätze, die als Strömungen zu bezeichnen, vermessen wäre, entstanden in der Perspektivlosigkeit Mitte, Ende der 70er, die der Marsch durch die Institutionen auf der einen, sowie die diversen Kommunistischen Sekten und das gesellschaftlich isolierte Stadtguerilla Konzept auf der anderen Seite, hinterliess.

Der italienische Ansatz der *Autonomia Operaria* hatte sich schon durch die massive und radikale feministische und subkulturelle Kritik an ihrem leninistischen Konzept als irreführend erwiesen, als ihr vom Staat im Zuge der Zuspitzung der Auseinandersetzung mit den bewaffneten Gruppen (u.a. die Entführung von Aldo Moro, führender Repräsentant der *Democrazia Christiana* durch die *Brigade Rosso*) Ende der 70er der Garaus gemacht wurde.

Die *cani sciolti*, die herumstreunende Hunde, die parteilosen Feministinnen, die Stadtindianer, die proletarischen Jugendlichen, die sich mit Schwarzarbeit, Hausbesetzungen und organisierten, massenhaften Diebstählen und Plünderungen dem alles durchdringenden Verwertungszwang zu entziehen versuchten, betraten die gesellschaftliche Bühne. In der Zuspitzung 1977, in deren Verlauf gegen die brutale Repression der Bullen auf der Strasse in unvorstellbarer Vermassung Steine, Molotovs und auch häufig Schusswaffen bei den Strassenkämpfen eingesetzt wurden, fanden die beiden Strömungen der *Autonomia* ein letztes Mal in einer gemeinsamen Praxis zueinander. Was folgte war, war der Abwehrkampf gegen die Re-

pression des Staates Ende der 70er, in deren Folge sich tausende GenossInnen entweder im Knast oder im Exil wiederfanden.

In Wahrheit wusste die Revolte, die sich Anfang der 90er aus den Grosstädten Westdeutschlands bis in die tiefste Provinz in Bayern verbreitete, nicht viel von dieser Bewegung aus Italien, von der sie den Namen erbte. Wohl reisten abenteuerlustige Emissäre nach Italien und kamen mit teilweise hundertseitigen Pamphleten zurück, die in der deutschen Übersetzung noch kruder und unverständlicher erschienen als die italienischen Originale. Aber mehr als ein diffuses Bezahlt wird nicht mag mitgeschwungen haben, wenn sich besetzte Häuser in den Lebensmittelabteilungen der Kaufhäuser gratis bedienten. Und die Broschüren über die ganz praktischen Anregungen einer *Guerilla Diffusa*, die durch die besetzten Häuser und Zentren kursierten, waren eben nur in erster Linie Anleitungen und blendeten den konkreten politischen Kontext der Entstehung einer *Guerilla Diffusa* weitgehend aus. Vielleicht war es aber genau diese Diffusität, diese begriffliche und theoretische Unschärfe, die die Autonomen zu dem machte, was sie waren. Einem hochgerüsteten Staat, der nur wenige Jahre zuvor bei der gezielten Liquidierung von Kadern der Stadtguerilla gezeigt hatte, wozu er fähig und bereit war, einfach den Krieg zu erklären, kann nur einer betrunkenen Leidenschaft geschuldet sein. Während die Überreste der 68er Bewegung sich in Angst und Lähmung an Kalkar und Stammheim klammerte, strömte eine neue Generation unbekümmert auf die Strasse. Die Hassmaske und die Bauarbeiterhandschuhe adrett aus der Hosentasche baumeln lassend, wurde in die Innenstadt geschlendert und das Pflaster aufgerissen.

Eigentlich lässt sich der Niedergang einer Bewegung erst im Nachhinein rekonstruieren, wenn man das Geschehen mit einem gewissen Abstand betrachtet. Allerdings gibt es schon mitten im Getümmel immer wieder jene Protagonisten, die das Ende verkünden, und zwar, bevor der eigentliche Spaß überhaupt erst angefangen hat. Wenn wir uns an dieser Stelle (u.a. aus Platzgründen)

auf das Geschehen in (West) Berlin beschränken wollen, so wurde das angebliche Ende der Bewegung schon Ende 81 von einigen Propheten der Bewegung (beispielsweise in der radikal) verkündet. Während einige Besetzer verzweifelt überlegten, wie sie ihre Bewegungs-Erbmasse in trockene Tücher retten könnten (Legalisierung ihres Projektes) und unter der Käseglocke Schutz suchten, waren es anderen nicht so vordringlich wichtig, den besetzten status quo zu verteidigen, außer er eignete sich dazu, den Bullen aus taktisch abgesicherten Terrain ein paar Steine auf die Helme zu werfen. Über die Totengräber der Bewegung weitere Worte zu verlieren, wäre der Ehre zuviel, zeigt doch z.B. der Werdegang eines Hans Panhoff, der heute noch im Kerngehäuse in der Cuvrystrasse residiert, mit wem wir es zu tun hatten und haben.

Die Freunde des Aufstandes waren der Teilbereichsbewegung schon lange entwachsen, bevor diese Begrifflichkeit überhaupt en vogue wurde. Das sich unter ihnen so viele fanden, die für sich keine Zukunft im Verwertungsprozess sahen, weil sie sich keinerlei Illusionen über ihre Stellung im postfordistisch aufgelockerten Kastensystem hingaben, mag nur jene verwundern, die sich keine Begrifflichkeit von der wirklichen Realität des sozialen Krieges zu schaffen mögen. Dem Winter der scheinbaren Ratlosigkeit der Besetzerbewegung folgte ein fulminanter Sommer 82, der am 11.06. anlässlich der Besuche des US amerikanischen Präsidenten in der Frontstadt kulminierte. Der Zusammenstoß mit dem Staat rund um den Nollendorfplatz, der so gewollt und zieltriebig vorbereitet wurde (wobei die örtliche Begrenzung lediglich dem taktischen Vorgehen der Bullen geschuldet war), hatte sich vielleicht schon beim Besuch des US amerikanischen Außenministers Haig 81 angekündigt. Nun aber fand eine militante Entgrenzung statt, die eine neue Qualität darstellte. Hier gab es nichts mehr zu vermitteln, der offene Hass durfte und musste sein. Zwar gesellschaftlich vielleicht mikroskopisch, aber trotzdem im Willen zur unbedingten Konfrontation visionär, markierte eine im Kern nihilistische Tendenz ihr antagonistisches Anliegen. Es erschien erstmalig möglich, das der Beton doch brennen

könne. Ohne eine soziale Bewegung im Rücken, die sich genötigt sah, ihr Handeln mit gesellschaftlichen Mißständen zu legitimieren, manifestierte sich der unbedingte Wille zur Zerstörung.

Was folgte, war Jahre der Divergenz. Manche suchte die Nähe zu den Apologeten des Frontkonzepts, weniger aus einer geteilten Analyse heraus als aus dem Bedürfnis, Verbündete für den bedingungslosen Kampf gegen das Schweinesystem zu finden. Andere brachen zu regelmäßigen Ausflügen an die Mönchbruchwiesen im Hessischen auf. Die folgenden Jahre brachten in Westberlin regelmäßige Scharmützel mit den Bullen zu den beliebtesten Anlässen sowie diverse nächtliche Aktionen, bei denen regelmäßig mit Sprengstoff und zeitverzögerten Brandsätzen hantiert wurde.

Viele aber verabschiedeten sich aus den aktionistischen Zirkeln. Ausbildungen wurden aufgenommen oder fortgesetzt, Familien gegründet oder es ging zurück ins Heimatkaff. Unter den Verbliebenen gab es jedoch weiterhin eine grundsätzliche Zirkulation von Ideen und Freundschaften und Connections wurden gepflegt. Man traf sich bei Vollversammlungen und im Specki, jedoch schmorte man weitgehend im eigenen Saft. Es kamen kaum neue Leute hinzu und Aktionen wurden, im Gegensatz zu den Zeiten der Besetzerbewegung, als von Zehlendorf bis Spandau Flugblätter verteilt und Bullenwache mit Feuer bedacht wurden, weitgehend nur noch in den Innenstadtbezirken gestartet. Trotzdem gab es zu immer wieder verbindliche militante Organisationen, an denen sich viele hundert Menschen beteiligten, so z.B. anlässlich der Ermordung von Günther Sare oder bei den Aktionen gegen die Atom Industrie (Brokdorf, Wackersdorf).

Der 1. Mai 1987 brachte die Politik des Zusammenstoßes wieder an die Oberfläche. Was in den Jahren zuvor durch kleinere Zusammenhänge propagiert und praktisch vorgelebt wurde, schlug nun in eine Vermassung um. Die existierenden militanten Kerne waren in der Lage, die Zusammenstöße mit den Bullen zu forcieren und ange-

eignete Taktiken wirkungsvoll umzusetzen. An den Brennpunkten der Konfrontation stießen spontan jeweils hunderte Anwohner und Festbesucher hinzu, mit der Erfahrung aus den zahlreichen Auseinandersetzungen der letzten Jahre wurde offensiv und strategisch vorgehend gehandelt, sodass den Bullen nur der grundsätzliche Rückzug blieb. In den folgenden zwei Jahren wurden in SO 36 bei jeder sich bietenden Gelegenheit Supermärkte zur Plünderung freigegeben (woran sich immer wieder etliche Anwohner beteiligten) und die Bullen permanent angegriffen, sodass diese (zu mindestens Nächstens) keine normalen Streifen mehr fahren konnten, sondern ihre Funkwagen bei ihren Fahrten durch den Kiez mit Wannen und Zivikarren absichern mussten. Der Gegner wurde so gezwungen, permanent repressiv aufzutreten. Da sich die Gewalt der Bullen häufig unterschiedslos gegen alle richtete, die bei den diversen Gelegenheiten auf der Strasse waren, staute sich ein entsprechender Hass auf.

Am 1.5.1989 wurde dann diese Rechnung beglichen. Auf der Demo am Nachmittag gab es von Anfang an einen grossen verummten Block, von Kreuzberg bis nach Neukölln wurden Wachschutzunternehmen, Supermärkte, Banken und Kaufhäuser angegriffen und geplündert. Als die Bullen ihre Einheiten endlich umgruppiert hatten und mit zahlreichen Hundertschaften seitlich der Demo auftauchten, wurde nicht an dieser Stelle die Konfrontation gesucht, sondern bis zum frühen Abend gewartet. Bei den folgenden Auseinandersetzungen in 36 wurde ein bestens vorbereiteter Gegner, der mit knapp 2000 Bullen im Einsatz war, massiv in die Enge getrieben. Hundertschaften mussten sich immer wieder im Steinhagel zurückziehen, überall brannten Barrikaden, Wasserwerfer und Räumpanzer wurde die ganze Zeit über mit Molotowcocktails bekämpft. Den völlig überforderten Bullen gelangen bei den Kämpfen, die bis tief in die Nacht gingen, nur 20 Festnahmen.

War sich die Szene bis Mitte der 90er bei aller Bereitschaft zur Klüngerlei und zum Sektierertum in den wichtigen Fragen weitgehend einig gewesen, so brach dieser Konsens angesichts der Ausein-

andersetzungen 1987ff auf. Während eine autonome Tendenz die Auseinandersetzungen weiter vorantreiben wollte, währte sich der andere Flügel erstmalig einer autonomen Realpolitik verpflichtet. Während die einen Supermärkte öffneten und dabei mit (oftmals migrantisch-proletarischen) Anwohnern gemeinsame Sache machten, initiierten die anderen Kiezpalaver, auf denen man auf Angehörige der Alternativszene traf, die dabei waren, ihre Rolle im Verteilungskampf neu zu definieren. Diese Spaltung, die in der Regel auf beiden Seiten theoretisch nicht besonders unterfüttert war, spitzte sich im (notwendigen) antifaschistischen/antirassistischen Abwehrkampf, der der deutschen Wiedervereinigung folgte, zu. War es in den letzten Jahren (knapp) gelungen, dass diese Konflikte nicht handfest ausgetragen wurden, so kam es angesichts des Pogroms 1991 in Hoyerswerda zu direkten körperlichen Auseinandersetzungen während einer Demo bei der Frage, wie eine militante Antwort auszusehen habe. Diese Spaltung setzte sich angesichts des Pogroms 1992 in Rostock fort, als die Vertreter des autonomen Realo Flügels verbreiten liessen, dass man bei der Demo am Samstag nach dem Pogrom gegen alle vorgehen werde, die sich an Aktionen gegen jene Teile der Rostocker Bevölkerung, die am Pogrom teilgenommen hatten, beteiligen würden. Ebenso kam es zu massiven Konflikten in der Frage legitimer antifaschistischer Praxis. Nachdem der Republikaner Funktionär Kaindl bei einer Auseinandersetzung in einem Restaurant in Kreuzberg durch Messerstiche tödlich verwundet worden war, wurde eine Grenzziehung in der Frage der legitimen Mittel eingefordert. An den Solidaritätsaktionen für die im Zuge der Ermittlungen Inhaftierten beteiligte sich nur ein Teil der Szene, anderen war eine öffentliche Distanzierung vordringlicher. Erst nachdem die neu aufgetauchten dogmatischen Zusammenhänge, aus denen später die AA/BO werden sollte, die Führung in der Antifa übernommen hatten, wurden diese Konflikte weitgehend bedeutungslos.

So wie der Punk die Ouvertüre für den Zyklus der autonomen Kämpfe dargeboten hatte, so gehörte ihm nun auch der Schlussakkord. Als sich zu Os-

tern 1995 fast 2000 Menschen zu einem Autonomen Kongress in Berlin trafen, gab es nur Rat- und Perspektivlosigkeit zu bilanzieren. Die Abschlussdemo war Jenen gewidmet, die sich aufgemacht hatten, jenseits der kleinen Welt der selbsternannten autonomen Strategen das dringendste Notwendigste zu tun: Den Abschiebeknast in Berlin-Grünau in die Luft zu jagen. Dieser zahnlose autonome Spaziergang zu Ostern, der sich in Solidaritätsbekundungen zur Aktion gefiel und sich nur im Habitus vom frömmlichen Ostermarsch der Friedensbewegten unterschied, verhielt sich zur Initiative des K.O.M.I.T.E.E. wie eine Gehilfe zu ein paar Rollerskates. Wie anders verabschiedete sich eine andere Bewegung im Spätsommer des selben Jahres in Hannover in die Geschichtsbücher. Lauthals brüllend und lallend wurden bei den Chaostagen Supermärkte geplündert und Bullenhundertschaften mit stundenlangen Steinhageln bedacht. Die ganze Angelegenheit war so inspirierend, dass sich hunderte von örtlichen Jugendlichen spontan anschlossen. Als ein Jahr später die unglaubliche Anzahl von 10.000 Bullen in die Stadt einfiel, hatten sich bis auf ein paar hartnäckige Trinker alle anderen vom Gedanken des Spektakels verabschiedet und die Bullen liefen ins Leere.

RAIDER HEISST JETZT TWIX | Jenseits der Dynamik der Bewegung gibt es nur noch das Elend der Konkurrenz. Jeder Event muss sich gegen andere Projekte behaupten. Da eine Hegemonie innerhalb der linken Zielgruppe unter den aktuellen Umständen nicht einmal mehr ansatzweise vorstellbar erscheint, versucht jeder etwas vom Markenkern Autonome abzugreifen, um sich am Markt zu positionieren. Schon die Antifa M in Göttingen gefiel sich darin, zu bestimmten Anlässen in vollautonomer Tracht zu paradieren. Angetan mit Helm und Hasi wurde durch die Stadt gezogen und die Bullen liessen es gerne geschehen, wussten sie doch, dass hier ein neuer Ordnungsfaktor Einzug gehalten hatte, der die Epoche der "sinnlosen" nächtlichen Randalen in Göttingen beendete. Im Zweifel standen dann auch schon mal ein paar Maskierte vor der Deutschen Bank, damit diese nicht ihre Schaufenster verlor.

Diese Tendenz zur Ikonisierung schreibt sich bis in die jüngsten Konflikte ein. Wenn am 21.12.2013 Hunderte schwarzgekleidet und ver mummt im Frontblock vor der Roten Flora stehen und fast eine halbe Stunde einfach nicht auf die Idee kommen, die kleineren Bullentrupps, die immer wieder direkt neben ihnen andere Teile der Demo angreifen, einfach mal zu attackieren (was diese Angriffe sofort und effektiv unterbunden hätte), dann bringt diese Angelegenheit das Elend der (Dress) Codes auf den Punkt.

Es gibt immer wieder jene Bilder, in denen sich der Hass und der Wille, sich unter allen Umständen zu behaupten, als auch die postmoderne Ambivalenz abbilden. Als Andreas, Gudrun und Jan im Herbst 1977 bei Stuttgart zu Grabe getragen wurden, waren der Friedhof und die Straßen im Umkreis von Kilometern von Bullen mit umgehängter MP besetzt, überall Straßensperren errichtet worden. Noch während der Trauerzeremonie hing ein Bullenhubschrauber über dem Friedhof in der Luft. Trotzdem zogen Tausende zu den Gräbern, man sah GenossInnen mit Helm und Lederjacke ebenso wie die letzten Hippies, die ihre Kinder mitgebracht hatten. Im Winter 80 zog sich ein Zug 10.000 Menschen durch die graue Lehrter Strasse in Berliner Stadtteil Moabit, um den Inhaftierten der Revolte vom 12.12. Grüße zu übermitteln. Obwohl das Terrain, das durch die Umzäunungen der Güterbahnhofes und den Mauern des Frauenknastes prädestiniert für einschließende Maßnahmen zu sein schien, den Bullen auch alle taktischen Vorteile versprach, war an diesen Nachmittag an diesem Ort keine einzige Uniform zu sehen. Dabei gab es wohl in jenen Tagen in Berlin niemanden aus der Bewegung, der nicht die Erfahrung gemacht hatte, von Bullen verprügelt oder verschleppt worden zu sein. Die Gefangensammelstellen der geteilten Stadt waren jedoch Orte der Zirkulation, des Austausches und des Kennenlernens geworden und nicht Plätze des Leidens und der Abschreckung. Der Haftrichter war ein (zumindestens ferner) Bekannter all Jener, die sich Tags wie Nachts auf den Straßen herumtrieben.

Als sich im Sommer 2014 ein paar Leute aufmachten, den lustlosen squatting days in Hamburg etwas Leben einzuhauchen und aus einem besetzten Haus in der Breiten Strasse heraus die anrückenden Bullen mit Farbe übergossen und mit Pyrotechnik eindeckten, fanden sich zu einer Solidaritätskundgebung für Jene, die von Bullen einkassiert und beschuldigt wurden, gerade mal vierzig Menschen ein. Dass die bundesweite Anti-repressionsdemo am 22. März 2014 zu einem totalen Flop wurde, obwohl im Vorfeld etliche Aufrufe aus den verschiedenen Spektren der radikalen Restlinken kursierten, war eben im Wesentlichen nicht den Unterschieden und Differenzen bei den vorbereitenden Gruppen geschuldet, sondern hier bildete sich eines der Hauptprobleme der derzeitigen Situation ab.

Gleichzeitig aber gelingt es ihr aber nicht mehr, sich gegen die vorherrschende Tendenz zur Atomisierung, zum individuellen Risikomanagement zu stemmen. Wenn wir über die derzeitige (unerträgliche) Situation reden, sind wir gezwungen, über Haltungen zu reden. Als am 02.11.1987 während einer abendlichen Auseinandersetzung in den Mönchbruchwiesen aus einer scharfen Waffe auf die Bullen geschossen und zwei dabei getötet wurden, hielt nicht nur in der Rhein Main Region die Szene den Atem an. Während eine Durchsuchungswelle im Hessischen anrollte und Dutzende sich und andere um Kopf und Kragen redeten, richteten die Bewohner der Hamburger Hafenstrasse einen Barrikadenbereich um ihre Häuser. Tausende harteten hinter den Barrikaden aus, während aus dem gesamten Bundesgebiet um die

Der postautonomen Szene

ist es gelungen, sich in ihrem theoretischen Zugriff auf die Dynamik der gesellschaftlichen Entwicklung hier weiterzuentwickeln. Im Gegensatz zur Situation in vielen anderen europäischen Ländern, in denen völlig überholte historische Ansätze gepflegt werden, war sie durch die Wiedervereinigung und der Formierung eines völkischen Mobs gezwungen, sich neu und anders in den gesellschaftlichen Widersprüchen zu verorten. Das sie dabei auf einen hermeneutischen Anspruch verzichtet, entspricht der kybernetischen Realität, die wir vorfinden. Auch wenn davon auszugehen ist, dass hier aus der Not eine Tugend gemacht worden ist, also keine bewusste Absage an allumfassende Erklärungsmuster getätigt wurde, erleben wir dies als Befreiung von theoretischem Ballast. (Das es immer wieder Rückgriffe auf marxistische Ansätze gibt, drückt aber auch das innewohnende Bedürfnis aus, sich in eine regressive Hermeneutik, die identitäre Sicherheit suggeriert, zurück flüchten zu wollen.)

(Post-) Autonom

Wir behaupten ganz frech:

- Autonomie im Kapitalismus: Lüge
- Postmoderne Parteigründungsversuche mit ihren leninistischen Einsprengseln sind nicht postautonom, sondern schlicht postmoderne Parteigründungsversuche mit leninistischen Einsprengseln
- unsere Postautonomen sind isolierte Fragmente ohne autonome Bewegung und harren standhaft der Dinge
- Und: „Die“ Autonomen existieren als autonome Bewegung der Aufhebung oder überhaupt nicht. Alles andere ist quälend langweilige PR-Strategie.

10 000 Bullen zusammengezogen wurden, darunter Sondereinheiten wie die GSG 9, die sonst nur zur Bekämpfung von Guerillas eingesetzt wurden. Auch wenn beide Geschehnisse ihre Verwurzelung in regionalen Entwicklungen hatten, waren sie in ihren Auswirkungen nicht wirklich voneinander zu trennen. So wie die Entscheidung

Die Innenrevision behauptet hingegen:

1. Zum Großteil wird Communismus leider immer noch mit „K“ geschrieben – nicht verzagen, wir arbeiten daran.
2. Regressive Hermeneutik und das Bedürfnis nach identitärer Sicherheit drücken lediglich die Abwesenheit materialistischer Kritik aus.

zum Errichten der Barrikaden rund um die Hafenstrasse aus der konkreten Situation vor Ort erfolgte, verhinderte das offensiv militante Auftreten doch gleichzeitig auch, dass die autonome Szene angesichts der Schüsse und dem Aussage- Karussell bundesweit in Schockstarre verfiel. Gerade vor dem Hintergrund der toten Bullen an der Startbahn war es eine äußerst bewusste Haltung, sich mit einem derart militanten Auftreten an der Hafenstrasse der Gefahr eines Angriffs durch die Bullen auszusetzen, bei dem u.U. auch das eigene Leben in Gefahr geraten könnte.

Wenn wir also über die Repression reden, reden wir über unsere Haltungen. Nur wenige aus der Szene haben einen Knast jemals von innen gesehen. Bei Auseinandersetzungen ist häufig eine unglaubliche Passivität der Meisten in Schwarz zu beobachten. Wie nie zuvor gibt es eine hohe Fluktuation in den Gruppen und Zusammenhängen. Das Aufbegehren erscheint bei vielen nur noch als kurzer Lebensabschnitt, der die Pubertät verlängert. Auch kann in diesem Zusammenhang nicht über die Klassenzusammensetzung geschwiegen werden. Die bundesrepublikanische Linke war immer schon eine Mittelstandsangelegenheit. Allerdings gelang es sowohl Ende der 60er, Anfang der 70er über die Treiber- und Lehrlingsbewegung proletarische Jugendliche zu gewinnen, wie auch der Punk und die besetzten Häuser und Zentren Anfang der 90er der Bewegung einen hohen Zulauf aus der Klasse bescherten. Die ausbleibende Bereitschaft, sich zu konfrontieren, ist auch der Tatsache geschuldet, sich im individuellen Positionskampf im prekären Spätkapitalismus keine zukünftigen Chancen verbauen zu wollen. Selbst bei Jenen, denen zu unterstellen ist, dass sie es ernst meinen, ist deutlich eine Risikoabwägung zu beobachten. Der Rückzug auf nächtliche Kleingruppenaktionen erfolgt nicht nur, weil es immer schwieriger geworden ist, sich auf der Straße gegen die Bullen zu behaupten, sondern auch, weil diese Aktionsformen mit einem wesentlich geringeren Risiko behaftet sind.

JENSEITS DES SPEKTAKELS – JENSEITS DES MILIEUS | Die linke Politik der Identität ist am Ende. Zwangsläufig. Identität ist der zentrale Be-

griff der Postmoderne. Alles wird aufgesaugt, auf Verwertbarkeit abgetastet. Subkultur ist der neue Mainstream. Die Differenz ist die neue Mode. Der binäre Code erscheint (fast) allumfassend. Was bleibt, ist die Suche nach den Orten, an denen das Rauschen überhaupt möglich erscheint. Ohne Zweifel gibt es Gesetzmäßigkeiten und Strukturen, die nicht auflösbar sind ohne ein grundsätzlich anderes System. Die Besitzverhältnisse gehören ebenso dazu wie der Staat und sein Gewaltmonopol, auch wenn dieses an private Repräsentanten delegiert werden kann. Oder in failed states durch andere Macht Optionen wie Gangs, Milizen, o.Ä. ausgeübt wird. Deshalb ist der Angriff auf den Staat, der Angriff auf die Bullen eine Regung, die nicht integriert werden kann, nicht das System modernisiert und noch unangreifbarer macht.

D.h. jeder Ansatz, der es ernst meint mit der Tendenz zur Aufhebung, muss zwangsläufig in der strategischen Ausrichtung auf die Konfrontation, auf den Zusammenstoß abzielen, auch wenn er in der taktischen Natur anfänglich andere Wege gehen kann, weil die eigenen Kräfte zu schwach, zu zersplittert, zu unorganisiert sind. Dabei gilt es die vorhandenen Möglichkeiten auch wahrzunehmen. Nur in diesem Sinne macht die Beteiligung an den vom Bewegungsmanagement initiierten Events Sinn. Es wird ein Raum aufgemacht, um sich in der Aktion zu finden, praktische Erfahrungen zu sammeln, Erfolge gegen die Ohnmacht zu organisieren. Der M31 in FFM war ein gelungenes Beispiel dafür, wie so etwas jenseits des anvisierten Spektakels funktioniert, die folgenden blockupy Aktionstage waren dann wieder genau jene Reproduktion von Ohnmacht und Protest. Generell gilt es jene Spektakel zu meiden, ja zu denunzieren, wenn es nicht möglich ist, sie zu nutzen.

Die Möglichkeiten, jenseits des Spektakels eigene Massenaktionen zu kreieren, sind sehr begrenzt. In Berlin gab es die Demo zum zehnten Jahrestag der Ermordung von Carlo und die unangemeldete Demo zum Bullenkongress Anfang 2013. Zu beobachten waren auch hier eine weitgehende Passivität jenseits einiger vorbereiteten

Zusammenhänge und ein Gegner, der schnell taktisch dazulernt und solche Aktionen innerhalb kürzester Zeit so unter Kontrolle bekommt, das nur noch demonstrative – oder Kleingruppen Aktionen möglich sind. Ebenso auffällig war, das es nicht gelungen ist, Menschen außerhalb der Szene zu mobilisieren, die tendenziell bullenfeindlich eingestellt sind und z.B. am 1. Mai anwesend sind. Dies erklärt sich u.a. relativ simpel aus den gewählten Aufhängern für diese selbstbestimmten Aktionen. Weder Genua 2001 noch der Polizeikongress haben unmittelbar etwas mit der sozialen Realität jener Leute zu tun.

Aber auch wenn es ausnahmsweise gelingt, konfrontativ in einer sozialen Auseinandersetzung zu intervenieren, wie dies bei den Aktionen 2013 in Hamburg zur Situation der Lampedusa Gruppe und der Flora geschah, hinkt die taktische und strategische Bestimmung, sofern von einer solchen überhaupt geredet werden kann, hinter dem Mut und der Entschlossenheit der handelnden Subjekte zurück. Das Ultimatum an den Hamburger Senat, die rassistischen Kontrollen gegen die Flüchtlinge einzustellen, verknüpft mit der Ankündigung, dass es sonst krachen würde, war ebenso zeitlos atemberaubend wie wegweisend. In den folgenden Wochen gelang es mit unangemeldeten Demos, die häufig militant verliefen, nächtlichen Flash Mobs und zielgerichteten Attacken auf Wohnhäuser von politisch Verantwortlichen, den Senat vor sich her zu treiben. Dass sich an zwei sehr kurzfristig organisierten Massendemos jeweils fast um die 15.000 Leute beteiligten, geschah nicht trotz der militanten Geschichten, sondern im Gegenteil genau in dem Bewusstsein, dass diese selbstverständlicher Teil der aktuellen Auseinandersetzung waren. Dazu brauchte es nicht extra die (auch gerade) in Hamburg sehr regen Netzwerke, sondern nur eine Betroffenheit, die sich nicht in ohnmächtigen Apellen erschöpfen wollte, sondern nach Wegen suchte, soviel Druck aufzubauen, dass die Flüchtlinge nicht mehr bedroht waren.

Als sich die Floristen entschieden, zu einer bundesweiten Demo zu mobilisieren, fanden sich

Tausende aus den Resten der (teilweise antagonistischen) Linken ein. Aber auch hier zeigte sich erneut die Unfähigkeit, taktische und strategische Überlegungen jenseits der politischen Vermittlung zu treffen. Der Zeitpunkt kurz vor Weihnachten barg in sich das (eingetretene) Risiko, dass nach der Demo erst einmal die Luft raus wäre und der Auftaktort in der Schanze war für die Bullen ein taktische Geschenk. (So gelang es ihnen 10 000 Leute mit ein paar Hundertschaften in den Griff zu bekommen.) Für die angekündigten Aktionen in der Innenstadt gab es keine konkreten Vorstellungen, was nach einem Verbot passieren sollte.

Was dann kurze Zeit später folgte, war das Trauerspiel der "Klobürsten Revolution". Unter den Vorwand eines (erfundenen) brutalen Angriffs auf Bullen vor der Davidswache gingen die Bullen dazu über, in dem Gebiet, in dem in den letzten Wochen die nächtlichen Aktionen stattgefunden hatten, alle zu kontrollieren, die ihnen "relevant" erschienen. Militante Aktionen sollten damit ebenso unterbunden werden, wie spontane, unkontrollierte Aufzüge. Schnell driftete der Diskurs in Richtung Bürgerrechte, während die Zielsetzung dieser Aufstandsbekämpfungsmaßnahme im Eigentlichen schnell erreicht wurde, weil keine nächtlichen unkontrollierten und militanten Aktionen mehr stattfanden. Der "Sieg der Demokratie", also die Aufhebung der "Gefahrengebiete", beendete zugleich die wohl beeindruckendste spontane Mobilisierung der letzten Jahre in der BRD.

Wir haben ein Jahr der Ohnmacht und der Lähmung hinter uns. Die zahllosen Gruppen des Spektakels haben sich aufgelöst, umgruppiert und umbenannt (ALB, ARAB, Kritik und Praxis FFM, etc...). In Berlin ist die Szene in Stockstarre verfallen, sowohl zur Räumung des Oranienplatzes als auch zur Belagerung der Ohlauer ist ihr nichts Gescheites mehr eingefallen. Nachts brennen Bullenkarre und werden Projekte der Aufwertung entglast, ohne dass sich daraus eine politische oder soziale Perspektive ergibt. Dies ist kein Vorwurf an die nächtlichen GefährhtInnen, sondern nur eine ebenso realistische wie trostlose Bilanzierung. Das (fast) alles anders und neu gedacht

werden muss, ist ebenso ein Allgemeinplatz, wie zutreffend. Der linke Kanon ist am Ende, eigentlich schon seit Jahrzehnten, erstaunlicherweise scheint aber die Mehrheit der linken Akteure genau dies nicht wahrhaben zu wollen. Dies gilt sowohl im globalen wie im lokalen Kontext. In den Revolten in Nordafrika und Nahost spielten die Linken ebenso keine bis eine total marginalisierte Rolle wie bei der Revolte in Bosnien. In Berlin ergeht sich eine ebenso überschaubare wie zahnlose Ansammlung von Aktivisten in Stadt von unten, ohne dass die integrative Kraft, die z.B. von einer Abstimmung über die Zukunft des Tempelhofer Feldes ausgeht, auch nur ansatzweise hinterfragt wird. Aktionsformen stehen ebenso beliebig nebeneinander wie Begrifflichkeiten. Community Organizing wird z.B. allen Ernstes als mögliche "linke" Perspektive diskutiert. Wer will sich schon dezidiert mit der Modernisierungsfunktion solcher Modelle auseinandersetzen, wo "irgendwie in Bewegung sein" das neue ebenso beliebige wie identitäre Credo ist. Die deutschen Gewerkschaften sind da schon viel weiter, sie nutzen mittlerweile Community Organizing in Pilotprojekten, um ihren sozialpartnerschaftliche Politik auf die Höhe der Zeit zu stemmen. (By the way: B. Obama kommt übrigens auch vom Community Organizing her und H. Clinton hat ihre Bachelor-Arbeit über dieses Thema geschrieben).

Wir befürchten, wir kommen um eine Anstrengung theoretischer Natur nicht herum, wenn antagonistische Politik mehr als sein als will als eine aktivistisch/militante Begleitmusik. Zu fragen wäre z.B., wer denn unsere (eigentlichen) "Bündnispartner" sein können, um zumindestens ansatzweise unser totale gesellschaftliche Isolierung zu durchbrechen. Wie können mögliche (temporäre) Zusammenschlüsse aussehen, die sich auf Augenhöhe begegnen und nicht als Networking funktionieren. Dabei gilt es mit dem Unsinn aufzuräumen, dass man den Leuten hinterher rennen muss, es gilt die missionarische Attitüde abzulegen. Wo man authentisch auftritt und sich die Menschen in ihrer sozialen Konfliktualität abgebildet sehen, kommt man (fast) von selbst zusammen.

Die Kämpfe gegen das Frontex System, die Unterstützung der Menschen, die es bis hierher geschafft haben, die Intervention gegen eine faschistisch/rassistische Mobilisierung gegen Flüchtlinge, sind mittlerweile der Schwerpunkt der Szene in Berlin. Das Elend ist nur, dass es ihr dabei nicht gelingt, dass sich hier Kämpfe(nde) auf Augenhöhe begegnen können. Wie es anders gehen könnte, hat der gemeinsame Kampf von Flüchtlinge aus Tunesien mit anarchistischen GenossInnen im Frühjahr 2011 in Paris aufgezeigt, dessen Erfahrungen auf deutsch unter dem Titel: "Diskurs über die Methode – Der Kampf mit den Harragas in Paris" im Herbst 2013 veröffentlicht wurden¹, ohne hier auf eine relevante Resonanz zu stoßen.

Wie immer, wenn es ein Elend mehr als nur zu beschreiben gilt, ist die Frage unverzichtbar, wer denn welches Interesse daran hat, dass die Strukturen so sind, wie wir sie vorfinden. Wenn wir über refugee fighter und UnterstützerInnen reden, reden wir über eine Aufteilung, von der offensichtlich alle Beteiligten ihren Gewinn haben. Während so Vieles an Kämpfen und Erfahrungen der letzten Jahrzehnte in der Szene in Vergessenheit geraten ist, werden andererseits bestimmte tradierte Codes und Positionen scheinbar ins kollektive (Unter) Bewusstsein eingeschrieben. Die Waffe der Kritik wird dabei durch die Waffe der Moral ersetzt. Die Analyse der sozialen Verortung eines Jeden dient dann letztendlich nur dazu, im internen Frontverlauf Stellungen besetzen und behaupten zu können. Der Diskurs kreist um die Schuld, statt danach zu fragen, wie denn Verantwortung zu tragen, aussehen könne. Aufgeladen mit Kolonialgeschichte und Sklaverei, der andauernden Ausplünderung und Ausbeutung des Trikonts werden Rollen und Sprechorte gesucht und gefunden, die für alle(s) taugen, nur nicht dafür, gemeinsame Kämpfe führen zu können. Die selbstgewählte Festlegung auf eine passive Rolle, die Reduktion auf UnterstützerInnen sorgte u.a. dafür, dass es für eine mögliche Räumung des Oranienplatzes keine eigenen strategischen Überlegungen gab. Ebenso gab es keine wirkliche (kritische) Intervention in die Verhandlungen mit

¹ Diskurs über die Methode – Der Kampf mit den Harragas in Paris: <https://linksunten.indymedia.org/de/node/94523>

den staatlichen Stellen, als deren Ergebnis es dann zur Räumung des Platzes im wesentlichen durch einen Teil der Flüchtlinge gegen einen anderen Teil kam.

Bilder sind mächtig. Die Bilder von massiven körperlichen Angriffen von Teilen der Flüchtlingen vom O Platz gegen jene Flüchtlinge, die nicht bereit waren, den Platz zu räumen, waren ohne Zweifel absolut wirkungsmächtig und der Punkt, an dem der Kampf gegen das Lagersystem und gegen die Abschiebungsmaschine endgültig vom offensiven Charakter in einen Abwehrkampf kippte. Nun trieb der Staat die Bewegung vor sich her. Mit der Belagerung der besetzten Schule in der Ohlauer konnte eine polizeiliche Notstandsübung durchgesetzt werden, ohne dabei auf mehr als Protest zu stoßen. Nur weil die in der Schule Verbliebenen bereit waren, ihr Leben in die Waagschale zu werfen, kam es (vorübergehend) nicht zur endgültigen Räumung. Die gewalttätigen Angriffe auf dem Oranienplatz haben vieles vergiftet, dass dies so nicht öffentlich benannt wurde, kommt einem Offenbarungseid gleich. Dass dies dann als Ergebnis kolonialistischer Spaltungsstrategie verkauft wurde, erzählt viel darüber, wie weit wir davon entfernt sind, Menschen als Subjekte wahrzunehmen, die für ihr Handeln in allem verantwortlich sind.

FÜR EINEN BEWUSSTEN NIHILISMUS | Das System ist seiner Selbst überdrüssig. Als Der Kommende Aufstand Ende 2009 auch auf deutsch erschien, geriet das Feuilleton in Verzückung. Zu lange hatte man den monotonen, sich wiederholenden Variationen einer totgeweihten Kultur gelauscht, die nichts wirklich Neues mehr hervorzubringen in der Lage ist. Vor Langeweile war man geneigt, mit dem Umsturz zu liebäugeln, damit endlich ein bisschen Leben in die Bude kam. Entsprechend euphorisch wurde sich auf die Revolten in Nordafrika und Nahost gestürzt, der "Arabische Frühling" entdeckt und besungen. Zeitgleich entdeckte das Milieu Licht am Ende des Tunnels, die Krise wurde zur finalen Angelegenheit erklärt und das Ende des Kapitalismus verkündet. Jede Revolte der letzten Jahre war nun

aber endgültig die Ouvertüre für den finalen Sturm, der Kapitalismus als im Prinzip schon so gut wie aufgehoben erklärt.

Jenseits des Kopfschüttelns über diesen Irrsinn bleiben wir mit der Frage zurück, was denn nun zu tun sei. Selbstverständlich haben auch wir darauf keine umfassende Antwort. Wir können nur vorschlagen, die weltweiten Such- und Tastbewegungen der letzten Jahre genauer unter die Lupe zu nehmen, insbesondere um ihre Dynamiken und Begrenzungen zu verstehen. Der Aufstand gegen Mubarak sah Millionen auf den Straßen, die Moslembrüder wurden durch die Militär Junta abgelöst, die den Schwung erneuter Massenproteste mitnahm und gleichzeitig damit auch beendete. Philip Rizk schrieb erst kürzlich in seinem Beitrag 2011 ist nicht 1968: Ein offener Brief aus Ägypten²: "Es gab keine Ideologie außer der der Verzweiflung, das unerträgliche Gewicht der Heuchelei, und die Begrenztheit einer Bevölkerung, die in Ablehnung dazu lebte." Wir denken, dass der Prozess in Ägypten beispielhaft für die derzeitige Epoche ist. Gerade, weil er nicht in einen Bürgerkrieg mündete und weil das Militär Regime, allen Konflikten mit den islamischen Fundamentalisten zum Trotz, scheinbar so fest im Sattel zu sitzen scheint. Der soziale Krieg, dem wir alle unterworfen sind, ruft Revolten hervor, die nicht mehr wie in früheren Jahren auf Provinzen und Regionen begrenzt sind, denen es allerdings auch nicht gelingt, die nationalstaatliche Verfasstheit zu überwinden. Und im Gegenteil auch noch tausendfach mit dem Wimpel des Terrains auf die Straßen und Plätze zieht. Dies war in Ägypten genauso der Fall wie auch während der Revolte in der Türkei. Wobei dies sich eben überwiegend nicht aus einer manifesten ideologischen Haltung speist, sondern gerade auf die weitgehende Abwesenheit von Ideologie verweist.

Das Hauptproblem der Linken mit der Epoche der Aufstände ist deren Diffusität und Widersprüchlichkeit. Der Aufstand der Jugend in den Banlieues 2005 fand ebensowenig Unterstützung aus den linken Milieus wie die Unruhen, die 2013 England erschütterten. Auch in Griechenland, in dem die

² 2011 ist nicht 1968: Ein offener Brief aus Ägypten:
<http://translationcollective.wordpress.com/2014/03/31/2011-war-nicht-1968-ein-offener-brief-aus-egypten/>

Zeit für die Linke lange Zeit stehen geblieben zu sein schien (mit allen Vor- und Nachteilen), entstand etwas neues: "Der aktuelle Nihilismus der Jugendlichen erwächst nicht aus dem Nichts. Er ist eine Reflektion des totalen Versagens von Widerstand und Kapitalismus gleichermaßen. Viele sehen keine Alternative und wollen nichts anderes als die komplette Zerstörung der Bestie, die sie ernährt: die Stadt. Diese Ansichten zu unterstützen, ist sehr schwer. Für Menschen, die einen sozialen Wandel, eine radikale Umgestaltung oder einen drastischen Wechsel wollen, hört sich die Idee der totalen Zerstörung verrückt an. Dezember 2008 wurde wohl von bewussten Akteuren, die sich sorgfältig Ziele auswählten, unterstützt, aber der destruktive Antrieb von allen, die an den Aktionen teilnahmen, bestimmte die Aktionsform. Dieser Antrieb mag durch verschiedene Ideologien geformt oder kanalisiert worden sein als der Aufstand vorbei war, aber ihr Kern war unkontrollierbar." (Uncontrollable – Contributions Towards a Conscious Nihilism³)

Der Wahnsinn an der ganzen Angelegenheit ist, das das treibenste Motiv sowohl für die überzeugten Anhänger wie für die bewussten linken Gegner des Systems im Kern identisch ist. Die Angst treibt beide Facetten des Widerspruches vor sich her. Die Propheten des historischen Materialismus kannten schon immer scheinbar die Gestalt der zukünftigen Gesellschaft, die den Kapitalismus ablösen werde, ja sie verfügten sogar über ein exklusives Wissen darüber, wie denn die Übergangsstadien sich gestalten würden. Nun, da

Ideologie ist notwendig falsches Bewusstsein. Nichts spiegelt die kybernetische Ideologiebildung besser wieder, als die angenommene und behauptete Abwesenheit von Ideologie.

Es geht vielmehr darum, zu akzeptieren, dass die gegenwärtigen Revolten sich aus einer Vielzahl von Motivationen und Interessen speisen, dass Befreiung und Regression auf den Plätzen dicht bei einander liegen, und das dieser Prozess kein Wunschkonzert ist.

[hier: ideologische Haltung, Ideologie wird synonym für Weltanschauung gebraucht.]

dieser Tranquilizer gegen die allgegenwärtige Angst seine Wirkungsmächtigkeit verloren hat, weil niemand weiß, was kommen wird, liegt das Feld der Visionen brach. In der postmodernen

Welt mit all ihren Atomkraftwerken, Bio Waffen, der immer weiter zunehmenden Abhängigkeit von der digitalen Realität, ist die Angst vor dem Unbekannten wirkungsmächtiger als jeder Wunsch danach, dass der Wahnsinn, der unsere Welt beherrscht, endlich aufhören solle. Die GenossInnen aus Frankreich vom Unsichtbaren Komitee sahen die Zukunft der Revolte jenseits der Auseinandersetzungen in den Zentren der Macht. Wir bezweifeln, ob dies angesichts der realen Konzentration an politischer und ökonomischer Macht, an formellen und informellen Schaltstellen an eben jenen Orten wirklich möglich ist, wenn man mehr als nur eine Haltung einnehmen will. Auch sind die Städte weiterhin meistens der Focus der Revolten. D.h. auch, hier treffen wir auf jene Subjekte, die, zumindest temporär, den allumfassenden Frieden aufkündigen.

In Wirklichkeit gibt es keine allgemeine Blaupause für das, was kommen wird oder soll. Die Komplexität der Bedingungen, die wir alle vorfinden, machen es unmöglich, eine allumfassende Vision der Form zu entwickeln. Was uns bleibt, ist die Ebene der Beziehungen. Die Kultur des Individualismus, die sich bis weit in das linke Milieu eingegraben hat, muss dazu überwunden werden. Es gibt für all das, was uns tagtäglich bedrängt, keine individualisierte Lösung. Die Drogen, die Therapie, die Selbstverwirklichung, die Sehnsucht nach dem Ausstieg sind nur Krücken, mit denen wir uns durch das, was uns vom Leben noch übrig bleibt, humpelnd fortbewegen. Die Versuche, kollektive Strukturen aufzubauen, taugen nichts, wenn sie versuchen, sich nur in ein Außerhalb zu verorten, dass es garnicht gibt.

Alles muss zerschlagen werden. Angesichts der Angst, die diese Vorstellung auslöst, gibt es nur eine Möglichkeit. Nur in der Revolte, im Aufstand, entstehen jene Beziehungen, jene sozialen Bezüge, die den Gedanken an eine Aufhebung überhaupt als Idee am Horizont ermöglichen.

³Unkontrollierbar: Beiträge zu einem bewussten Nihilismus: <http://de.contrainfo.espiv.net/2011/06/08/unkontrollierbar-beitrage-zu-einem-bewussten-nihilismus/>

Wie durch einen Zauber erscheint inmitten all der Härte der notwendigen Konfrontation gegen den Feind jene Geschwisterlichkeit, die uns durch die Nacht trägt. Lösen sich all die nichtigen Differenzen auf, endet die Herrschaft der Konkurrenz. Entsteht jene Nähe und jenes nicht berechnende Vertrauen, das als einziges Mittel gegen die allgegenwärtige Angst wirkungsmächtig ist. Dazu braucht es den Mut, sich auf Ungewohntes einzulassen und nicht in der Überschaubarkeit des Milieus zu verharren. Von all dem reden wir, wenn wir von einem bewussten Nihilismus sprechen.

Die Innenrevision (ohne Kapitalschulung) fragt:
Neomarxismus - was ist das eigentlich?

Der nichts, das sei an dieser Stelle auch angemerkt, mit dem gemein hat, was als neue sektiererische anarchistische Tendenz mit Briefbomben und ähnlichem Schwachsinn sein trotziges, eigen sinniges Süppchen kocht.

LIEBE, HOFFNUNG, KRAWALL | Viele meinen in den Handelnden der Revolten und Aufstände der letzten Jahre neue Akteuren auszumachen. Verwundert wird registriert, wenn z.B. die Ultras bisher bis auf Blut verfeindeter Clubs in Ägypten oder der Türkei sich gegen die Bullen und den Staat verbünden und zu den wichtigsten militanten Kernen bei den Schlachten mit den Bullen werden. Dabei war es schon immer so. Nur ist die überlieferte linke Geschichtsschreibung in diesem Punkt häufig kongruent mit den Erzählungen der bürgerlichen Geschichtswissenschaft. Aufstände und Revolutionen werden meistens von (relevanten) Minderheiten veranstaltet, in denen die (organisierte) Linke im allgemeinen wiederum eine Minderheit ist. Da sich die Geschichte im allgemeinen vom Ergebnis her schreibt, bleibt die Darstellung des Anteils des Pöbels für das Geschehen im Allgemeinen eher bescheiden. Außerdem ist seine Rolle im Falle eines erfolgreichen Umsturzes eh nur die eines Steigbügelhalters für die neuen Machthaber. Die Verachtung für das Subproletariat zieht sich, mit wenigen Ausnahmen, durch die Geschichte der kommunisti-

schen/sozialistischen Parteien und Gruppierungen. Dass Jene, die darum wissen, dass eine mögliche Transformation ihnen nur neue Herren bescheren wird, trotzdem umso entschlossener in die Auseinandersetzung eintreten, verweist auf den philosophische Kern jeder Revolte der Habenichtse. Sich der Absurdität ihrer Situation durchaus bewusst, bleibt ihnen nichts anderes übrig, als sich trotzdem immer wieder für diese Auseinandersetzung zu entscheiden, wenn sie Subjekte ihres eigenen Leben sein wollen.

Die Gründer der RAF wussten darum, als sie anfangen mit den Rebellen der Erziehungsheime zu arbeiten. Bevor sie eine neomarxistische Kehrtwende vollzogen und sich jenseits der Praxis ideologisch nicht im wesentlichen von den diversen K Grüppchen unterschieden. Bevor auch all die Anderen entweder den Gang durch die Institutionen antraten oder eben in jenen K Grüppchen landeten, gab es eine rege subversive Praxis: "Diese Basisströmungen hatten viele Namen und operierten an vielen Orten: umherschweifende Haschrebellen in West-Berlin, Black Panther-Komitees im Raum Frankfurt, Weiße Rose und Deserteurgruppen im Raum Hamburg und Hannover, Sozialistisches Patientenkollektiv in Heidelberg. Genauso vielfältig waren ihre Aktionen: Transporte und Papierbeschaffung für desertierte GlS und Bundeswehrsoldaten, Sprengstoffanschläge auf Einrichtungen und Depots der Besatzungsmächte, Aktionen gegen Erziehungsheime und Knaste, Angriffe auf die psychiatrischen Krankenhäuser, Zerstörung von Rüstungsproduktion für die portugiesische Kolonialmacht, Ausräumen von Generalkonsulaten terroristischer Regimes, Klauen und Veröffentlichen von Geheimdokumenten, Lahmlegen des Fahndungsapparats der Polizei, Geldbeschaffung für Alternativprojekte. In diesen Jahren war die Subversionsmentalität noch allgemeiner Bestandteil der Bewegung, wenn auch nicht ihrer selbsternannten Studentenavantgarden: auch die einkommenslosen Studenten eigneten sich gemeinsam an, was sie brauchten; ihre Gegenkultur stimmte in vielem mit dem Verhalten der subproletarischen Jugend der Vorstädte überein. Das 'Agit 883 der ersten drei Redaktio-

nen wurde durchaus auch von den Gangs und in den Jugendzentren der Trabantenstädte gelesen” (Die historische Bedeutung der RAF, Karl- Heinz Roth⁴).

Auch in der Entstehungsphase der Autonomen, um auf den Anfang dieses Textes zurückzukommen, stießen all jene ausgesteuerten Jugendliche, die für sich keine Perspektive in der alltäglichen Schinderei sahen, zur Bewegung hinzu. (Der Vater von Klaus Jürgen Rattay, der von den Bullen am 22.09.1981 im Zuge der Räumung von acht besetzten Häusern in den fließenden Verkehr und damit in den Tod getrieben wurde, gab später in einem bewegenden Interview zu Protokoll, sein Sohn habe mit seinem Ausstieg aus dem Wahnsinn der vorprogrammierten Erwerbsbiografie alles richtig gemacht. Er selber habe sein ganzes Leben lang malocht und deshalb seine Familie kaum zu Gesicht bekommen oder sei zu erschöpft gewesen, um die Zeit mit ihr genießen zu können.) In Westberlin konnte damals jeder in irgendeinem besetzten Haus unterkommen, wenn er oder sie es wollte. Im (teilweise) kollektiven Alltag wurde geklaut und organisiert, Kohle aus kurzen Jobs oder vom Amt wurde zusammengeschnitten, Gebrauchsgegenstände wie Fahrräder oder Autos konnte von allen genutzt werden. So war auch das Verhältnis zum besetzten Haus: Ein Gegenstand, der nur dazu diente ein Dach über den Kopf zu haben und an den man sich nicht band. Heute wohnte man hier, in vier Wochen vielleicht schon woanders. In der Debatte über die Frage, ob und wie man mit dem Staat über die Häuser verhandeln solle und die dann ja auch zur Spaltung der Hausbesetzerbewegung in Westberlin führte, bildete sich im übrigen auch die Klassenherkunft ab. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, sind jene “Hausprojekte”, die sich nach entsprechenden Vertragsabschlüssen heute noch finden lassen, damals von Kindern der Ober- und Mittelschicht besetzt worden.

Das Problem, dass wir heute vorfinden, ist, dass sich jene Ausgesteuerten, die vielleicht bereit wären, mit uns gemeinsam Die Nächte in Brand zu setzen, sich in dem, was die Linke initiiert, gar

nicht wiederfinden, oder wenn sie nicht auf die Initiative der Linken warten, alleine gelassen werden. Und für diese Beobachtung muss man nicht nach Frankreich oder England schauen. Als sich im Sommer 2013 mehrere hundert (überwiegend) Jugendliche im Hamburg Altona gegen die ständigen Kontrollen der Bullen zu wehren begannen, waren praktisch keine Leute aus der so großartig vernetzten Hamburger Linken vorort. Ja etliche haben nicht einmal mitbekommen, was nur wenige hundert Meter von ihren Szenetreffpunkten entfernt, vor sich ging. Aber es gibt auch löbliche Ausnahmen, wie die Zusammenarbeit mit den Freunden und der Familie von Denis, der in der Silvesternacht 2008 von den Bullen bei Berlin erschossen wurde. Gemeinsam wurden zahlreiche Veranstaltungen und Demos organisiert, neue Freundschaften entstanden und begleitet wurde das Ganze von mehreren nächtlichen Angriffen auf Bullen Infrastruktur.

Wenn wir also an dieser Stelle den Rückblick auf die Geschichte der Autonomen unternehmen, dann nicht um ein nostalgisches Bedürfnis zu befriedigen, sondern um daran zu erinnern, wie Kämpfe so geführt werden können, dass sich etwas jenseits der Szene ereignet, bzw. die Szene sich selber überflüssig macht. Weil es dann weder ein reales Bedürfnis nach ihrer Existenz gibt, noch ihre starren Kategorien der Dynamik einer sozialen Bewegung oder Revolte gerecht werden. Wenn wir also von den Möglichkeiten sprechen, sprechen wir von den Orten, an denen diese Möglichkeiten denkbar sind. Ohne Zweifel ist einer dieser Orte nach wie vor die Straße. Nur hier kann die Konfrontation bewusst gesucht werden. Wobei es darum geht, nicht neue Ohnmacht zu produzieren, sondern sich unter den gegebenen taktischen Bedingungen Handlungsfähigkeit zu erkämpfen.

Der Frieden im Empire ist trügerisch, das wissen alle. Es ist nur die Frage, ob sich der Hass, der Ekel über all das, was wir vorfinden, sich gegen sich selbst richtet oder gegen die Zustände, die unzumutbar sind. Identitäre Codes sind dabei Teil des Problems, nicht der Lösung. Es muss zumutbar sein, gesellschaftliche Widersprüche nicht im

Konkreten scheinbar auflösen zu können, sondern in der Begegnung auf Augenhöhe die konkrete rassistische, sexistische und homophobe Scheiße konsequent und ohne moralische Überlegenheit zu benennen. Als in der Revolte 2013 in der Türkei die Ultras und die LGBT Szene im Gasnebel gemeinsame Tränen vergossen, war dies der Beginn einer wunderbaren Freundschaft. Um nicht weniger geht es.

Diese Freundschaft bestand allerdings nur im Moment auf der Straße, und selbst dort nur äußerst fragil. Es war auch weniger eine freundschaftliche Verbundenheit, als gegenseitige Toleranz. Die verschiedenen sozialen und politischen Interessen bleiben innerhalb der Bewegung ausgeblendet. Dies steht der Ausweitung im Wege und ist eine der inneren Beschränkungen.

SICH FINDEN – ORGANISIEREN – AUFSTAND

AUTONOMIA ITALIEN 76/77 CHRONOLOGIE DER EREIGNISSE

1975-1977	In einer ersten Phase wendet sich die Jugendbewegung vor allem gegen die Erwachsenenwelt und ist bereit für den Kampf für eigene Freiräume. In dieser fröhlichen Phase der Jugendbewegung sind die «indiani metropolitani» (Stadtindianer) tonangebend. Kulturelle Veranstaltungen werden gestürmt und Läden geplündert («spesa proletaria», proletarischer Einkauf).
1975	Stürmung des Lou Reed-Konzertes in Rom.
22. Februar 1976	Am «Festa di Ballo» in Mailand treffen sich 13 Jugendgruppen.
21. März 1976	Die Stadtindianer - ein Haufen buntmaskierter und grell bemalter Jugendlicher und ihr Häuptling Bifo - fordern Freiräume für die Phantasien der heimatlosen Grossstadtkinder.
Herbst 1976	In den Grossstädten des reichen Nordens, in Mailand, Turin und Bologna, aber bald auch in Rom findet die Jugendbewegung grossen Zulauf. Man überfällt Kinos und verlangt gratis Einlass oder plündert die Lebensmittelabteilungen der Kaufhäuser, stürmt Kaffeehäuser.
7. Dezember 1976	Nachdem einige Wochen erfolgreich die Kinos gestürmt wurden, kommt es zur grossen Machtprobe bei der Premiere des «Othello» in der Mailänder Scala. Mehrere Tausend Jugendliche ziehen von verschiedenen Punkten der Stadt zur Scala, die jedoch von der Polizei abgeriegelt ist (offiziell 4500 PolizistInnen). Als klar wird, dass die Scala nicht zu stürmen ist, kommt es zum «spesa proletaria»: Verschiedene Luxusgeschäfte in der Innenstadt werden geplündert.
Ende Januar 1977	In einem Dekret verfügt der Erziehungsminister Franco Maria Malfatti, dass künftig die Wiederholung eines Universitätsexamen im selben Fach nicht mehr möglich sei.
1. Februar 1977	Ein Jungfaschisten-Kommando überfällt die Vollversammlung in einer römischen Universität und erschiess den linken Studenten Guido Bellachioma.
2. Februar 1977	Tausende marschieren zum Parteilokal der faschistischen Jugendbewegung «Fronte della Gioventù». Auf der Piazza Indipendenza wird der Demonstrationzug von der Polizei mit Schüssen aus Pistolen und Maschinenpistolen angegriffen. Erstmals machen Demonstranten von der Schusswaffe Gebrauch. Zwei Studierende und ein Zivilpolizist tragen schwere Verletzungen davon.
Februar, März 1977	Nach und nach werden fast alle Universitäten und Hochschulen Italiens besetzt.

9. Februar 1977 Das Besetzungskomitee der Uni Rom organisiert eine Grossdemonstration. 30000 Studierende und Jugendliche aus den Randbezirken der Stadt ziehen friedlich durch Rom, wobei auch zum bewaffneten Kampf aufgerufen wird.
10. Februar 1977 Gegenkundgebung der Jugendorganisationen der politischen Parteien. Wiederum demonstrieren ca. 30000 Studierende, die teilweise von der PCI mit Bussen aus der umliegenden Provinz nach Rom gefahren werden. Am Nachmittag findet ein grosses Fest der «indiani metropolitani» auf dem Uni-Gelände statt. Unter den Anwesenden wird der PCI-Journalist Trombadori erkannt. Die laufenden Veranstaltungen werden unterbrochen, um Trombadori wegen seiner angeblich falschen und tendenziösen Berichte über die Bewegung den Prozess zu machen; er hatte in der «Unità» die Bewegung als «ein paar Dutzend Besetzer» und als «Provokateure» bezeichnet.
17. Februar 1977 Der kommunistische Gewerkschaftsführer Luciano Lama möchte an der besetzten Uni eine Rede halten. 3000-4000 mobilisierte GewerkschafterInnen sollen den nötigen Schutz bieten. Dem Ordnungsdienst von Lama stehen die Stadtindianer in Kriegsbemalung mit ihren Parolen, Gummi-Streitäxten, Luftschlangen und Konfetti gegenüber. Als einige wassergefüllte Plastikbeutel nach dem Ordnungsdienst geworfen werden, kommt es zu einer Massenschlägerei. Lama liest seine Rede, ehe er von den StudentInnen aus dem Uni-Viertel vertrieben wird. Rektor Ruberti lässt am selben Nachmittag die besetzte Uni räumen und ruft den Belagerungszustand aus.
19. Februar 1977 50000 Jugendliche demonstrieren auf der Piazza Navona gegen die Aktion von Lama, Rektor Ruberti und die Räumung.
- 26./27. Februar 1977 An der nationalen Versammlung streikender Studenten nehmen rund 5000 TeilnehmerInnen teil und erzählen über die Erfahrungen aus den verschiedenen Städten. In den zwei Tagen kommen deutlicher als je zuvor die Differenzen innerhalb der Bewegung zum Ausdruck. Während die traditionalistischen Gruppen von der Bewegung immer weiter an den Rand gedrängt werden, kommt es gleichzeitig zum offenen Konflikt innerhalb der Gruppierungen, die in ihren Positionen mehr oder weniger die Hochschulrevolte repräsentieren: auf der einen Seite die organisierten Gruppen der Autonomia Operaia - auf der anderen Seite der sogenannte «kreative Flügel», die Spontis (die «indiani», die «Maodadaisten» etc.) und die Frauen (die allerdings stets ihre Autonomie als feministische Bewegung betonen).
11. März 1977 Bei einem Polizeieinsatz im Uni-Viertel in Bologna wird der Student Francesco Lorusso von einem Carabinieri erschossen. Wie von zahlreichen Augenzeugen bestätigt wird, handelte es sich dabei um eine Exekution. Die Nachricht verbreitet sich - vor allem über Radio Alice - wie ein Lauffeuer; an der Uni werden Barrikaden errichtet; wenige Stunden später formiert sich ein Demonstrationzug von rund 8000 Personen. In den Prachtstrassen der Innenstadt

gehen Schaufensterscheiben der Banken zu Bruch, Luxusgeschäfte werden durch Molotow-Cocktails in Brand gesetzt, da und dort wird eine «spesa proletaria» gemacht. Bei den Konfrontationen verteidigen sich einige Demonstranten mit Schusswaffen. In einer Versammlung am späten Abend sind sich praktisch alle darüber einig, dass die von der Bewegung praktizierte Militanz die angemessene Antwort auf die Provokation der Polizei war. Die PCI hatte sich darauf beschränkt, das brutale Vorgehen der Polizei zu kritisieren, den Tod des Studenten zu bedauern und zu fordern, dass die Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen werden. Gleichzeitig verurteilte sie die «Provokation» der Linksradiكالen. In der Nacht werden zahlreiche Verhaftungen und Hausdurchsuchungen vorgenommen.

12. März 1977

Bologna: Am Nachmittag versucht die Polizei, die Uni zu räumen. Es kommt zu einer heissen Barrikadenschlacht; die BesetzerInnen lassen sich nicht vertreiben. Gegen Abend bricht eine Gruppe von Autonomen ein Waffengeschäft in der Nähe der Uni auf und schleppt einige Dutzend Gewehre und Pistolen ab. Die Spannung in der Stadt ist inzwischen so gestiegen, dass sich kaum noch jemand auf die Strasse wagt. Innenminister Cossiga droht, über Bologna den Ausnahmezustand zu verhängen. Rom: Nationale Demonstration, an der mehr als 50000 Personen teilnehmen: gegen die technokratische Hochschulreform, gegen die Opfer-Politik der grossen Koalition DC-PCI. Die Ermordung Francesco Lorusso am Vortag in Bologna treibt das Klima auf den Siedepunkt. Die Gruppen der Autonomia praktizieren das von ihnen propagierte «neue Niveau der Auseinandersetzung», die bewaffnete Aktion. Das DC-Büro, Polizeikasernen, Büros von FaschistInnen werden angegriffen, Enteignungsaktionen durchgeführt, zwei Waffengeschäfte ausgeraubt. Viele der DemonstrationsteilnehmerInnen fühlen sich durch diese Art von Militanz überrumpelt und instrumentalisiert; dies umso mehr, als der Grossteil der Masse dem militärischen Auftreten der Polizei und deren Racheaktionen nach Ende der Demonstration relativ unvorbereitet und hilflos gegenübersteht.

13. März 1977

In Bologna wird das Uni-Viertel durch die Polizei besetzt. Ca. 3000 PolizistInnen und Carabinieri rücken im Morgengrauen mit Panzerwagen an, versperren sämtliche Zufahrtswege, durchsuchen alles, aber finden niemanden. In der Innenstadt wird jede Menschenansammlung sofort von der Polizei auseinandergetrieben. Bologna ist praktisch eine militärisch besetzte Stadt.

14. März 1977

Beerdigung von Francesco Lorusso, eine «chilenische» Beerdigung: Der als Demonstration geplante Trauerzug wird vom Polizeipräfekten nur auf den letzten 300 Metern vor dem Friedhof erlaubt.

16. März 1977

Bologna: Die grosse Koalition lässt die schweigende Mehrheit gegen die revoltierenden DissidentInnen aufmarschieren. Unter der Parole «Nein zur Gewalt» werden auf gemeinsame Initiative aller staatstragenden Parteien 200000 Leute auf der Piazza Maggiore zusammengetrommelt.

18. März 1977
- Haftbefehl gegen den Bolognesen Franco Berardi (genannt Bifo) wegen «subversiver Vereinigung» und anderer politischer Straftaten. Es beginnt damit die Repressionskampagne, die die Revolte als «Komplott gegen den demokratischen Staat» zu kriminalisieren versucht, als eine von langer Hand vorbereitete, konspirativ organisierte, von ausländischen TerroristInnen und/oder GeheimagentInnen unterstützte und von der linken Basispresse publizistisch angeheizte Verschwörung. Bifo selbst gelingt es, sich der Verhaftung zu entziehen.
21. April 1977
- Rom: Auf einer studentischen Vollversammlung wird als Reaktion darauf die Wieder-Besetzung einiger Fakultäten beschlossen und umgesetzt. Zwei Stunden später rückt die vom Rektor gerufene Polizei mit Panzerwagen an und räumt das gesamte Uni-Viertel. Strassenschlachten. Als einige Polizisten beginnen, scharf zu schießen, schießt der harte Kern der Autonomi zurück. Während der Ausschreitungen wird der Polizeischüler Settimio Passamonti erschossen, ein anderer Polizist durch Kopfschuss schwer verletzt.
12. Mai 1977
- Rom: Zum dritten Jahrestag des Referendums für die Ehescheidung und zur Unterstützung der laufenden Kampagne wollen die die Kampagne tragenden Gruppen eine Kundgebung auf der Piazza Navona abhalten. Bereits vor Beginn der Veranstaltung schreitet die Polizei ein, indem sie den ganzen Platz abriegelt und die VeranstalterInnen mit Knüppeln traktiert: Während der folgenden Strassenschlachten setzt die Polizei Schusswaffen ein. Alle staatstragenden Parteien, einschliesslich der PCI, stellen sich hinter den Polizeieinsatz.
14. Mai 1977
- Mailand: Im Verlauf einer Demonstration gegen den Polizeieinsatz in Rom und gegen die Verhaftung der Mailänder Anwälte Spazzali und Cappelli, greift eine Gruppe bewaffneter Jugendlicher die Polizei an. Bei dem Gefecht wird ein Polizist durch einen Pistolenschuss getötet. Der Vorfall löst innerhalb der Mailänder Linken wütende Reaktionen aus. Mitglieder der MLS betreiben nach Bekanntwerden der Nachricht eine regelrechte Jagd auf Genossen der Autonomia Operaia, von denen einige krankenhaushausreif geschlagen werden. Die Gruppen der Autonomia Operaia distanzieren sich von der Aktion.
- Ende 1977
- Als nach jahrelangen Versprechungen und permanenten Regierungskrisen auch der grosse PCI-Sieg ohne politische Folgen bleibt, weichen die Hoffnungen der Enttäuschung, v.a. über die sich den Christdemokraten immer mehr anbietenden KommunistInnen. In der Folge kommt es zu einer Eskalation der Gewalt sowohl von Seiten des Staates, als auch zunehmend von Seiten der militanten Bewegung. Das Fazit des Jahres 1977: 2128 Attentate, zehn Tote, 45 Verletzte.

Ende 1978

Die militanten Autonomia-SympathisantInnen werden auf 100.000 geschätzt.





AUTONOMIEDISKUSSION AUS RADIKAL NR.100, 1/1982

Stillstand ist das Ende von Bewegung

In der «radi» Nr.97 überraschten wir die nahezu
theorielose Häuser-Szene mit zehn aufgeblasenen
Sprüchen.

Wir wollten endlich eine inhaltliche Diskussion
über den Begriff Autonomie provozieren. Das war
uns gelungen - doch viel mehr Gebrauchswert
hatten die abstrakten Thesen nicht. «Anregend»
haben sie allerdings gewirkt. Auch die Freiburger
Szene griff die Thesen auf und erntete ein roll-
back, der ihre Zeitungsseiten füllte. [...].

[...] Berliner Gegenpapiere, aber auch neue Ansätze autonomes Selbstverständnis zu formulieren, waren in der «radi» Nr.98 (I) aufgefangen. In der «hundersten» soll es nun weitergehen.

Einige Bewegte, von denen wir uns nicht distanzieren können, weil unsere Mittäterschaft nicht zu verleugnen ist, haben versucht, die ersten Thesen mit unseren Erfahrungen aus über einem Jahr autonomer Häuserkämpfe zu füllen. Die Zeit ist da, wo wir nicht mehr endlos ausprobieren können, sondern uns trotz unserer Unterschiedlichkeit für gemeinsame Strategien entscheiden müssen. Um in den kommenden Auseinandersetzungen wenigstens über ein Minimum an Theorie zu verfügen, wurde diese Papier erstellt. Unser Selbstverständnis ist, die aus dieser resultierenden Zielsetzung folgende Praxis gemeinsam zu entwickeln und umzusetzen. Dabei verstehen wir den Begriff Autonomie (Selbstbestimmung) als einen permanenten Prozeß, in dem wir ständig auf Gesetze und Zwänge stoßen, die der kapitalistischen Logik entspringen, sodaß unsere erkämpfte Autonomie immer nur eine relative sein kann. Autonome Bereiche erobern heißt nicht Siegen, sondern permanenter Kampf.

Auch dieses Papier bekam schon feed-back. Die ersten 2 schriftlichen «Relativierungsversuche» findet ihr im Anschluß.

DIE KLARE AUSRICHTUNG GEGEN DEN STAAT UND DAMIT GEGEN DIE HERRSCHAFT, IST EINE UNSERER WICHTIGSTEN GRUNDSATZPOSITIONEN IM KAMPF FÜR SELBSTBESTIMMUNG.

Autonomie ist nicht das Ziel eines langen Kampfes, der uns Anpassung aufzwingt. Wir lassen uns weder von Reformisten, noch von traditionellen Kommunisten auf den fernen Tag der Revolution verträsten, ab dem dann angeblich das Reich der Freiheit da ist. Wir leben hier und jetzt.

Bisher zielten alle klassischen linken Ansätze entweder darauf ab, die Macht innerhalb des Systems zu erobern, statt es abzuschaffen, oder sich dem Gegner bis zur Unkenntlichkeit anzu-

gleichen, sodaß ein Sieg auch wieder nur die Kontinuität der Herrschaft bedeuten würde (z.B. UdSSR). Aber Autonomie steht im Widerspruch zu jeder Herrschaft. In diesem Sinne fühlen und handeln wir wie Anarchisten.

Es gilt, das Ganze der Gesellschaft zu zerschlagen. Aber unsere Strategie ist nicht totalisierend, d.h., wir wollen anderen nicht unsere Lebensform aufzwingen. Wir müssen Teilbereiche erkämpfen, wobei unsere grundsätzlichen Positionen nicht vereinheitlichenden Forderungen geopfert werden dürfen.

Die erkämpfte relative Autonomie gibt es nur im Konkreten, z.B. besetzte Häuser. Hier ist es gelungen, uns die Häuser anzueignen, weil wir sie für unser Zusammenleben und -kämpfen brauchen (auf die Besitzer können wir dabei gerne verzichten). Somit können wir, und nicht die Bürokratie des Staates oder die Verwaltung des Kapitals, selbst bestimmen, wie wir zusammenleben. Diejenigen, die sich aus Angst vor einer Niederlage versuchen mit dem Staat zu arrangieren, müssen dabei zwangsläufig Kompromisse machen - und geben damit wieder ihre erkämpfte Autonomie auf.

Bereiche, die in irgendeiner Form in das System integriert sind, z.B. KITAS, Sozialhilfeprojekte, alternative Projekte, haben nicht mehr viel mit Autonomie zu tun. Autonomie heißt auch permanente Bewegung, Umwälzung, Weiterentwicklung - und das kann keine vom Staat geduldete Nische im Kapitalismus sein. Stillstand, oder das bloße Absichern eines «Freiraums» bedeutet das Ende der Autonomie.

Keinen Dialog mit der Macht, bzw. Abbruch des staatlichen Monopols. Wenn die Macht an uns herantritt, um mit uns zu reden, läßt sich ihr Interesse dabei letztendlich auf die Stabilisierung ihrer Herrschaft reduzieren.

Dialog ist das Gespräch zwischen zwei Seiten, in diesem Fall: Hausbesetzer und Senat oder anders ausgedrückt: zwischen Widerstand und

Macht oder Unterdrückte und Unterdrücker. Klar, wir sind fähig, auf der formalen Ebene ein Gespräch zu führen, denn wir wissen was wir wollen und wir hätten genug zu sagen. Aber was soll die Laverei mit den Schweinen bewirken?

Die staatliche Macht ist eine Ursache der Unterdrückung. Sie hat die ganze Scheiße zu verantworten: den Arbeitsterror in den Fabrikknästen, die Zwangsmoral der Erziehungsanstalten, die Zubetonierung und Verseuchung der Umwelt, die Verwaltung unseres Lebens durch Bürokratie usw.

Entfaltet sich Widerstand gegen einzelne Teile des Machtapparates wird er von der Macht bekämpft. Dieses äußert sich in verschiedenen Formen, z.B. mit direkter Bullengewalt oder auch in der Form des Totsehweigens. Uns allen ist klar, daß es uns unmöglich ist, unsere Sache selbstbestimmt in den Medien (Presse, Rundfunk, Fernsehen usw.) darzustellen.

Erst als am 12.12.80 der Pflasterstein gegen die Scheiben donnerte, konnte unser Widerstand nicht mehr länger totgeschwiegen werden. Die Politiker mußten sich was neues einfallen lassen. «Der Dialog mit der Jugend» war (mal wieder!) die neue Phrase; eine Phrase, die durch die permanente Wiederholung nur noch Brechreiz verursachen kann, denn alle Politiker bis hin zum letzten provinziellen Lokalpatrioten haben nun mit dieser Floskel ihr Sprachrepertoire bereichert, um sich allein mit diesem nichtsagendem Lippenbekenntnis der Fortschrittlichkeit zu verschreiben.

Die Jugend hat ein Problem, also wollen sie mit der Jugend reden, um dann festzustellen, daß man mit dem friedlichen Teil reden kann (dem Teil, den sie verbal beschwichtigen können) und der andere Teil aus verträumten Politchaoten besteht, die ja doch nur das System aus vollständig unbegreiflichen Gründen stürzen wollen.

Erstens ist es eine Unverschämtheit uns in die Ecke der sogenannten «unmündigen» Jugendlichen

zu drängen. Zweitens haben wir keine Probleme, die man in einem Dialog mit der Macht lösen kann, denn für uns ist in der Tat das System das Problem, daß wir angreifen wollen. Also erübrigt sich der Dialog, in dem die geschulten Rhetoriker versuchen zu rechtfertigen, wofür es keine Rechtfertigung gibt.

Der Dialog ist für uns zum Scheitern verurteilt, denn wenn es verbal keine Einigung gibt, haben sie immer noch die Möglichkeit, ihre Politik mit anderen Mitteln fortzusetzen: Tränengas, Bullenknüppel, Wasserwerfer usw. Und der Dialog dient dann auch noch perverserweise zur Rechtfertigung ihres Vorgehens: wir (Senat) haben es ja mit friedlichen Mitteln versucht, aber...

Neuerdings bieten sie den Dialog unter der Voraussetzung an, daß «keine Gewaltakte gegen Sachen oder Personen privater Wohnungsbau-gesellschaften oder Sanierungsträger erfolgen». Sie fordern uns zum Waffenstillstand auf, während sie mit ihren Waffen weiterschießen: Neubesetzungen werden verhindern, Funkgeräte in besetzten Häuser beschlagnahmt, die Strafprozesse gehen weiter und verschärfen sich, etc.

Wir halten es für durchaus möglich, daß von den Verhandlern Erfolge erzielt werden können, in der Form, daß einige Häuser, aber nicht alle, die es fordern, ihre Verträge kriegen werden und damit ihr Schäflein ins Trockene gebracht haben. Von der Liste der Verhandlungshäuser wird der Senat problemlos einige streichen können, denn er weiß, daß sie mit der Parole arbeiten: zu retten was zu retten ist, notfalls sogar auch ohne Gefangenenfreilassung.

Der Senat verfolgt das Prinzip von Kanalisation von Widerstand. Zu erst wird versucht, den Widerstand zu liquidieren (Räumung aller Häuser) und wenn das nicht mehr geht, weil einerseits eine Eskalation der Gewalt zu erwarten wäre (Angst vor Bürgerkrieg oder bürgerkriegsähnliche Zustände) und andererseits sich zu viel kritische Öffentlichkeit (Paten) eingeschaltet hat, wird versucht möglichst viele Häuser zu kriminalisieren

und den Rest als «Aushängeschild» darzustellen. Zu diesem Aushängeschild lassen sich die Vertragshäuser, die zum Schluß übrig bleiben, degradieren. Auch rund 150 Häuser können notfalls Aushängeschild für Veränderungen im Wohnungsbau- und Stadtplanungssektor sein.

Die Häuser sollen denen gehören, die drin wohnen. Wir wollen die Häuser weder besitzen, noch kaufen, geschweige denn verkaufen. Wir wollen vielmehr in den Häusern leben, das heißt wohnen und arbeiten. Wenn Leute von uns ausziehen, ziehen neue Leute ein, wenn was kaputt geht, reparieren wir es. Man kann das ganze auch Selbstverwaltung nennen.

Klar, das mit dem Selbstverwalten schwankt zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Aber wir sind nicht in die autonomen Häuser hineingeboren worden, sondern wir haben sie uns erkämpft und müssen lernen mit den Freiräumen umzugehen. Wir werden innerhalb der Häuser nicht auf Anhieb nur Lernerfolge machen, wir machen auch Bauchlandungen (z.B. wenn keiner Bock hat, die Küchenscheibe einzusetzen usw). Aber welche Wahl haben wir? Entweder sich ewig der Scheiße von oben zu fügen oder endlich anfangen zu lernen, mit der Selbstbestimmung, die wir vom Kopf her für richtig halten, umzugehen.

Wenn wir uns stark genug fühlen, uns von kleinbürgerlichem Sicherheitsdenken zu befreien, brauchen wir, um in den Häusern zu leben keine Verträge, genauso wie wir ohne Eheverträge in Beziehung leben können. Verträge sind Bestandteil der Bürokratie. Uns nervt es ohnehin, wenn Menschen nichts anderes zu tun haben, als den ganzen Tag dazusitzen und Paragraphen und Gesetze in einer dermaßen komplex-verfilzten Weise zu formulieren, was wir nicht mehr verstehen und auch nicht mehr verstehen wollen!

Die Frage der Legalisierung darf nicht heißen, «Überführung in eine existierende legale Form (Miet-, Nutzungs-, Erbpachtvertrag. .). Damit wären Besetzungen als einmalig abgestempelt und der dahinterstehende Protest und Wider-

stand gegen die Sanierungsscheiße abgewürgt, Neubesetzungen wären ausgeschlossen, denn wenn sie direkt mit Bullengewalt geräumt werden, erübrigt sich ein Überführen in eine legale Form. Und wir können nicht nur eine Legalisierung der eigenen vier Hauswände fordern, denn wir wollen keine Sonderrechte gegenüber den wohnungssuchenden Gruppen, die noch ein Haus zum Leben brauchen.

Legalisierung kann nur heißen, daß der bestehende gesetzliche Rahmen gesprengt werden muß: Legalisierung von Instandbesetzen! Das heißt, wenn Häuser länger als 3 Monate leerstehen, können sie von Wohnungssuchenden besetzt werden und gehören ab dann denen, die drin wohnen. Diese Legalisierung kann sich nur auf die ganze Bewegung beziehen, und zur Bewegung gehören auch die Leute, die für die Veränderung gekämpft haben, und dabei abgegriffen wurden und im Knast sitzen.

Wenn wir aber eine «Legalisierung der Instandbesetzungen» vom Senat fordern, heißt das, daß wir anerkennen, daß er Herr über Recht und Gesetz ist. Da wir aber seine Herrschaft über uns nicht anerkennen, erübrigt sich eigentlich die Forderung an den Senat. Anders ausgedrückt: Der Bruch des staatlichen Legalitätprinzips ist dem Senat der größte Dorn im Auge. So groß, daß er das Auge nicht mehr zukriegt! Daraus ergibt sich für uns die Strategie, den nächsten Dorn reinzutreiben, statt über Verhandlungen den alten Status wiederherzustellen.

WIR KÄMPFEN FÜR UNS UND FÜHREN KEINE STEILVERTRETERKRIEGE. WIR KÄMPFEN NICHT FÜR IDEOLOGIEN, NICHT FÜR PROLETARIAT, NICHT FÜR DAS VOLK, SONDERN FÜR EIN SELBSTBESTIMMTES LEBEN.

Wenn wir was für die Befreiung der 3. Welt tun wollen, können wir weder für sie die Art des Befreiungskrieges bestimmen, noch den Befreiungskampf für sie führen. Die beste Unterstützung für sie kann nur sein, wenn wir im eigenen Land die Widersprüche aufdecken und

bekämpfen und uns aus dieser Position heraus mit den Kämpfen der 3. Welt solidarisieren.

Ebenso ist es widersinnig, über die Arbeiter und deren Kämpfe, die wir uns so sehr erwünschen, aber leider noch nicht stattfinden, verfügen wollten. Das gleiche gilt für die besetzten Häuser. Die beste Unterstützung kann für uns nur sein, wenn andere Wohnungssuchende für sich selbst und nicht stellvertretend für irgendwelche Leute - ein Haus besetzen. Alles läuft über die eigene Teilnahme und ist Politik der ersten Person.

Aus dieser Sicht heraus ist ein überdenken der Patenschaften erforderlich. Sie setzen sich aus einer mittelbaren Betroffenheit stellvertretend für uns ein. Das wir uns über jede Art von solidarischer Unterstützung freuen ist klar. Doch die Paten kommen aus Lebensbereichen, in denen ebenfalls die Mißstände bis zum Himmel stinken und lange Forderungslisten für ein besseres Leben existieren (Forderungen der GEW, ÖTV-Betriebsgruppen, Kirchen, Hochschulprofessoren usw.).

Der Wohnungskram ist durch die Hausbesetzungen als der soziale Brennpunkt von den Medien dargestellt worden. Das ist absoluter Quatsch, denn es gibt nicht den sozialen Brennpunkt, denn wenn wir uns angucken was läuft, stellen wir fest, daß es nur so von Brennpunkten hagelt: AKW's, Knast, Tegler Forst, Ausländererlaß, Startbahn West, Fabriken, Uni's, Schulen usw.

Da sich Politiker u. Medien bewußt auf den «Brennpunkt Wohnungskram» konzentrieren, wird von den anderen Schweinereien bewußt abgelenkt. Von daher ist es nicht nur inhaltlich, sondern auch taktisch besser für uns, wenn die Paten primär für ihre Forderungen kämpfen. Und das Forderungen schnell öffentliches Gehör finden, hat sich durch den Pflasterstein, aber auch durch andere Aktionsformen erwiesen!

Daß wir uns sträuben Mieterpolitik zu machen dürfte klar sein. Wir wollen nicht für andere Leute (in diesem Fall Mieter) Forderungen aufstellen.

Wegen den partiellen Gemeinsamkeiten zwischen Hausbesetzern und Mieter ist ein Kampf mit den Mietern angebracht und wird versucht über Blockräte zu praktizieren. Jeder muß über seinen Kampf verfügen, folglicherweise auch den Weg bestimmen. Da dies teilweise eher als Anspruch anstatt als Wirklichkeit gehandhabt worden ist, hat es in der Häuserbewegung harte Fetzereien über den sogenannten «richtigen» Weg gegeben, das heißt über Autonomie oder Verhandeln.

Während die Autonomen das «Verhandeln mit dem Schweinesystem» ablehnen, sehen die Verhandler im Verhandeln einen gangbaren Weg, den wir ihnen, und wenn es uns auch noch so große Bauchschmerzen bereitet, zugestehen müssen.

Wir haben jetzt zwei Möglichkeiten, entweder getrennte Wege zu gehen oder zu versuchen, auf einen gemeinsamen Punkt zu kommen. Gehen wir getrennte Wege, muß uns allen bewußt sein, daß wir für den Senat leichter angreifbarer sind. Zwar stehen die Verhandler auf Grund der Existenz der Nichtverhandler zunächst im «besseren Licht», was auch noch auf Kosten der Nichtverhandler geht, doch gesamtgesehen stehen beide Seiten geschwächt dar, denn sowohl für die Verhandlerseite wie auch für die Nichtverhandlerseite ist es effektiv besser, mit möglichst vielen Häusern die eigene Position zu vertreten (kompliziert, aber richtig; der Sätzer). Allen Besetzern dürfte klar sein, daß wir gegen die gleichen Gegner kämpfen. Wir können unsere Widerstandskräfte nicht aus dem Unermeßlichen schöpfen und Aufteilung bedeutet Schwächung auf beiden Seiten, (auch dann, wenn wir das Lippenbekenntnis der gegenseitigen Unterstützung aussprechen).

Der optimale Fall für uns ist tatsächlich nur der, wenn sich alle besetzten Häuser auf eine Position einigen können: entweder geschlossen verhandeln, geschlossen nicht verhandeln, oder ein Ding dazwischen. Sowohl die Position des Verhandeln, wie die des Nicht-Verhandeln beruht

auf logisch aufgebauten Argumenten und sind nichts Irrationales. Das heißt, wir müssen uns in ausführlichen Diskussionen unsere Positionen klarmachen und überdenken. Die Diskussionen dürfen nicht, wie häufig in der Vergangenheit geschah, so ausarten, daß wir uns die Positionen um die Ohren fetzen und das ganze in einem «Vorschreiben des richtigen Weges» ausartet (daran zerbrach im Sommer der Gesamtbesetzungszerrat).

Die Diskussion, zu der wir vermutlich bis Ostern Zeit haben, muß vielmehr von dem Interesse an der gemeinsamen Position und Stärke bestimmt sein. Ansonsten wird uns nichts anderes übrig bleiben, als in zwei oder noch mehrere geschwächte Positionen zu zerfallen.

Dieses Papier soll u. a. die Aufgabe haben, die Position der Nichtverhandler darzustellen.

DER KAPITALISTISCHE STAAT IST FLEXIBEL. KURZLEBIGE REVOLTEN BEDROHEN NICHT SEINE EXISTENZ, SONDERN BESCHLEUNIGEN LEDIGLICH SEINEN ERNEUERUNGSPROZEß. «REVOLTEN SIND FEUERWERKE, GESCHOSSEN IN DAS DUNKEL DER MACHT. SOWIE SIE ERLEUCHTEN, SIND SIE AM VERLÖSCHEN» (M. FOUCAULT)

Für uns heißt das, das wir über den rein spontanen Widerstand (Kreuzberger-Mülltonnen-Syndrom) hinauskommen müssen, daß es gilt Strukturen aufzubauen, die es uns ermöglichen unseren Widerstand zu koordinieren, unsere Erfahrungen zu diskutieren, um vor allem von der eindimensionalen Fixierung auf die Häuser wegzukommen - hin zu einer diffusen Guerilla von autonomen und revolutionären Zellen, um den Staat überall da anzugreifen, wo er gerade verwundbar ist.

Dabei spielt unsere Phantasie und unsere Unkontrollierbarkeit eine große Rolle. Die Scherben vom 12.12. haben unter anderem bewirkt, daß heute von jedem in Berlin leerstehende Häuser anders wahrgenommen werden als zuvor. Aber die selben Formen lassen sich nicht beliebig mit

dem selben Effekt wiederholen. Unsere spontanen Aktionsformen sind zu kontrollierten Reaktionsformen geworden.

Die Berliner-Häuser-Revolte ist ausgebrannt! Was bedeutet es für uns, an diesem Punkt konsequent weiterzukämpfen? Die Frage, ob wir diesen Kampf führen wollen, oder ob wir uns ihm verweigern können, deutet auf einen Bruch innerhalb der Bewegung. Viele glauben, daß ein permanenter Kampf gegen dieses System nicht mit unserem Wunsch nach einem selbstbestimmten Leben vereinbar ist. Andere geben offen ihre Angst vor den persönlichen Konsequenzen zu. Doch mehr oder weniger bewußt ist allen klar, daß wir der Konfrontation mit dem System nicht mehr entgehen können. Die Frage ist letztlich, ob wir dem Staat als passive Opfer, oder als strukturierte Gegenmacht begegnen.

Für die Bildung einer Gegenmacht muß der Angriff auf den Staat der Ausgangspunkt sein, nicht der Wunsch nach Herrschaft. Das heißt auch, daß sich diese Gegenmacht nie totalisieren oder vereinheitlichen darf, daß sie sich nie als die Gegenmacht institutionalisiert, sonst wäre die Tendenz für ein neues Herrschaftssystem, einen neuen Staat, bereits wieder im Keim angelegt. Was hier für die kämpfenden Kollektive gilt, gilt auch für den Einzelnen, wenn wir nicht das Gesicht unserer Feinde annehmen wollen. Wer sich auf einen «straighten fighter» reduziert, wird bald mit geknickten Ohren und einem Ringelschwänzchen rumlaufen.

Wenn wir unsere Versuche anders zu leben und unseren Kampf gegen das System als Einheit sehen, dann dürfte uns diese Verwandlung erspart bleiben.

TENDENZIELLE BEFREIUNG VON DER LOHNARBEIT IST EINE DER GRUNDVORAUSSETZUNGEN FÜR EIN SELBSTBESTIMMTES LEBEN.

Genau betrachtet ist diese These eine allgemein bekannte Banalität. Wenn ich den ganzen Tag

malochen muß, bin ich Abends nur noch zu der Art von Leben fähig, die mir das System bietet, d.h. Konsum, Familie, Glotze und Kneipe. Die Kraft für die notwendige Eigeninitiative, die ich aufbringen muß, um mir Teilbereiche aus den Verwertungszusammenhängen des Kapitals herauszureißen und autonom zu gestalten, diese Kraft habe ich Tag für Tag an meine Firma verkauft.

Doch dort, wo ich versuche eine Konsequenz aus dieser Banalität zu ziehen, dort wird die These außerordentlich spannend. Das so'ne Arbeit scheiße ist, weiß jeder Malocher, doch wie ohne Lohntüte über die Runden kommen?

Das ein Leben ohne Lohnarbeit, oder besser gesagt, mit so wenig entfremdeter Arbeit wie möglich, realisierbar ist, das beweißt die Existenz von mehreren tausend arbeitsscheuen Aussteigern, Chaoten, Hausbesetzern und umherreisenden Berufsrevolutionären. Ein Minimum an Konsumbedürfnissen - was sich mit der Zeit von ganz alleine einstellt - und ein Maximum an Aneignung von produzierten Überflüssen, macht ein solches Leben nicht nur theoretisch möglich.

Praktisch heißt das, hier ein bißchen Bafög oder Arbeitslosenunterstützung klauen, dort ein bißchen Obst von Kaisers, keine Miete mehr zahlen, jedes Jahr ein kleiner Versicherungsbetrug (es müssen ja nicht immer gleich Banken sein), nicht mehr so anfällig sein für die Ersatzbefriedigungsscheiße, die uns überall von Plakatwänden anschreit, in größeren Gruppen zusammenleben, Kommunen und Banden bilden - und wenss garnicht mehr anders geht, ein paar Tage jobben gehen.

Das hört sich jetzt alles ziemlich einfach an. Ist es aber nicht, was wiederum auch durch die Existenz des oben näher beschriebenen Gesindels bewiesen ist. So zu leben heißt nämlich auch, einen durch glückliche Umstände erworbenen Geldschein nicht gleich in die nächste linke Kneipe tragen, heißt nicht nur von der Hand in den Mund zu leben, nur dann zu klauen, wenn

man auch Bock dazu hat und nicht wenn der Magen knurrt (ein halbes Dutzend Verfahren ist schlecht für die Nerven), heißt kurz gesagt, die Fähigkeit sein Leben kollektiv und subversiv zu organisieren - und das lernste leider nicht auf der Schule.

Wenn du die Möglichkeit hast, dir diese Fähigkeit auf der Basis einer relativ gesicherten Existenz (z.B. reiche Eltern oder dickes Bafög) anzueignen, dann haste Schwein gehabt. Wenn nicht, und das trifft wohl für die meisten zu, bedeutet das meist irgendwie in den Sumpf der brodelnden Subkultur ausgespien zu werden, bedeutet in einer versyphten, kalten Bude zu hausen und auch oft genug auf Kosten anderer Freaks zu leben. In linken Kneipen abfressen, jeden Abend mit weinerlichem Gesicht und'ner Sammelbüchse rumlaufen sowie Bekannten auf der Tasche zu liegen hat weder was mit Autonomie zu tun, noch kann das auf Dauer eine Lösung sein.

Doch wer sich hinter den Kreuzberger Kulissen auskennt, muß glauben, daß viele von uns über diesen ersten Schritt nicht hinauskommen wollen. Schon ist beim Sammeln die Ausbeute an dummen Sprüchen wesentlich höher, als an Marktstücken. Vom Hunger und der eigenen Hilflosigkeit geplagt fliehen viele Kinder der Revolte zu Mama und ihrem Kochtopf. Wo wir diese Sicherheit im Hintergrund nicht mehr haben, grasen wir verzweifelt die beinahe abgefressene Weide alternativer Wohltätigkeit ab. Das Gefühl der Hilflosigkeit erzeugt sehr schnell Verzweiflung und Resignation vor allem, wenn die Ablenkungsmöglichkeiten hinter provisorischen Barrikaden immer spärlicher werden. Kein Wunder also, daß die letzte Mark in Alkohol umgesetzt wird. Neu auf dem Speisezettel ist das Heroin. Doch spätestens da ist mit jeder Selbstbestimmung radikal sense. Dagegen sind die Psychos harmlos.

Das Erlernen einer autonomen (Über-)Lebens-technik ist im Moment einer unserer wichtigsten Aufgaben. Vielleicht auch die schwierigste. Aber davon hängen nicht nur unsere feelings ab, son-

dern auch unsere Möglichkeiten konsequent Widerstand zu leisten.

IN DER LINKEN- UND ALTERNATIVSCENE HABEN WIR UNS SEIT EINIGEN JAHREN STRUKTUREN GESCHAFFEN, DIE ES UNS ERMÖGLICHEN, ZUNEHMEND SELBSTBESTIMMTER ZU LEBEN, UNSEREN ALLTAG KOLLEKTIVER ZU ORGANISIEREN, VON DEN ÖKONOMISCHEN GESCHICHTEN ÜBER'S ESSEN, KNEIPEN (-UNWESEN), ANDERE KULTUR, ETC.

Wir haben in diesen relativen Freiräumen Möglichkeiten, ein Zusammenleben in verschiedenen Gruppenzusammenhängen auszuprobieren, radikale Erfahrungen gemeinsam in den Alltag umzusetzen. Außerdem machts Mut, zu zeigen: Leben geht auch anders! (und es lohnt sich)

Jedoch: Wir unterstellen einem großen Teil aus der Alternativscene, daß es ihnen nur darauf ankommt, ihr Leben anders zu organisieren, nicht aber gegen das System zu kämpfen! Sie richten sich in ihren Nischen ein und kriegen den Arsch nur noch hoch, wenn diese direkt bedroht werden. Unsere Formen von Selbstorganisation sollten für uns zunehmend zur Selbstverständlichkeit nicht zum politischen Ziel erklärt werden. Selbstorganisation gabs zu allen Zeiten aus ökonomischen oder anderen Notwendigkeiten heraus wie: Schwarzmärkte in Krisenzeiten, medizinische Selbsthilfe etc. Das ist aber erstmal nichts «autonomes». Immer mehr Kollektive, die mehr Knete erarbeiten als sie für sich brauchen, drücken Beträge für irgendwelche politischen Projekte ab - das ist ne klassische Delegation von Politkram an andere, Beruhigung des schlechten Gewissens.

Noch ne Kritik an denjenigen unter uns, die sich zur Zeit in endlosen Psychos dran aufreiben, daß das Zusammenleben in besetzten Häusern nicht so einfach ist, daß die einfachsten gemeinsam geplanten Dinge (Arbeitseinsätze, Materialbeschaffungsaktionen etc.) nicht klappen, Ansprüche nicht gleich umzusetzen sind. Klar brauchen wir ne Basis für uns, aber erschlagen wir uns nicht mit unseren Ansprüchen jetzt und sofort! In

dem Moment, wo wir das Problem zu dem überhaupt machen, reiten wir uns selber immer tiefer rein, verlieren immer mehr den Draht und die Energie für andere Dinge.

Wie lange haben wir denn damals gebraucht, um mit unseren WG-Wohnis zurechtzukommen? Das, was jetzt an Beziehungsstrukturen in den Häusern und drumherum abläuft, ist ja ein vielfaches davon. Die meisten kriegen den Arsch nur noch hoch auf Druck von außen, aber genau das wollen und können wir uns nicht leisten.

Das andere Extrem: Kämpfen, aber nicht leben zu können - die alltäglichsten Dinge nicht geregelt zu kriegen.

Wir kritisieren nicht unsere relativen Freiräume ansich, sondern Freiräume als Ziel. Für uns sind sie Ausgangspunkt in unserem Kampf. «Freiräume» erobern, absichern, weitere «Freiräume» erobern, absichern... - das ist klassischer Reformismus! Das bringt kein System ins wanken - auch das kapitalistische System reagiert sehr flexibel darauf: «Freiräume» können integriert, Widerstand kanalisiert werden, Gettos ohne Sprengkraft - Spielwiesen.

Die Grenzen unserer «Freiräume» sollten wir klar sehen, (wie es z.B. bei Selbsthilfeprojekten ständig passiert), das sich kapitalistische, hierarchische Strukturen einschleichen oder diese «Freiräume» als positive Anregung ins System übernommen und irgendwann ausgeschaltet werden. (z.B. sämtliche ehemalige Selbsthilfeprojekte aus der Sozialarbeit wie Kinderläden, Beratungsstellen, Familienhilfeprojekte). Diese Ansätze dienen letzten Endes dazu, das System zu stabilisieren, uns an den Randbereichen der Macht und ihrer Verwaltung zu beteiligen. Es gibt im übrigen fast keinen Bereich, in dem wir etwas für jemanden tun müssen anstatt mit einem Gleichberechtigten.

Wir sind für die Sozialdemokratie ein hervorragendes Experimentierfeld, wie mit einer gesellschaftlich und sozial zugespitzten Situation

umzugehen ist (in wieviel Büchern und Untersuchungen wird inzwischen die Häuserbewegung analysiert!). Zwischen denjenigen, die ihre «Freiräume» absichern, legalisieren wollen und der radikalen Linken muß es wohl irgendwann zum Bruch kommen. Die Frage ist: Schaffen wir es, uns auf der Basis von einem größten gemeinsamen Vielfachen - nicht dem kleinsten gemeinsamen Nenner - weiterhin auseinanderzusetzen ohne einen wischi-waschi Kompromiß uns weiterhin gemeinsam zu bewegen und teilweise Bündnisse zu schließen?

Die Bewegung braucht die Gewaltfreien genauso wie die Streetfighter (Müslis und Mollis an einem Herd), aufgewachte 68er, Paten usw. Entscheidender Punkt dabei ist: Sind wir uns gegenseitig als Bewegung wichtiger als den Ärschen in den Arsch zu kriechen und uns darüber aufzuregen, daß uns vermeintliche Dialogpartner davonlaufen. Das heißt zu schauen, welche Leute noch ähnliche Interessen haben wie wir.

Wir erklären unsere Häuser für enteignet. Der Eigentumsbegriff ist in der Häuserbewegung jedoch nur leicht angeknackst: «Der Staat hat das Recht auf Eigentum verwirkt» - dies zeigt deutlich, daß Enteignung anscheinend noch sehr moralisch für uns selbst legitimiert werden muß.

Wir wollen nicht in Gettos leben - unsere Bewegung hat solange Power, wie sie sich verbreitert und gleichzeitig radikalisiert!

DER 1.MAI 1987
IN KREUZBERG

Der Verteilerkasten
oder $b^2 + \text{Wurzel}$
aus $m^2 = Z^G$

«Wer nicht 100 Prozent auf Draht ist, fällt eines Tages einer ganz dummen Teufelei zum Opfer»

(aus: NSU-Max, richtig angefasst, von Ernst Leverkus, Stuttgart, 1959)

Falkenstein zählt mühelos den Rest seiner Sozialhilfe und legt sich aufs Bett. Er gönnt sich nachmittags öfter ein Nickerchen, seit sein Versuch gescheitert ist, als selbständiger Jungunternehmer ein Versicherungsgeschäft für abgefahrene Autotüren zu betreiben. Er schläft ein und träumt, er liege in der Sonne hinter einer Bananensaude, vor der ein Nashorn tanzt. Von ferne naht der Lärm eines Gemetzels aus den Bauernkriegen. Falckenstein wälzt sich unruhig hin und her, will aufwachen, schläft aber augenblicklich wieder ein. Er hört es krachen, splintern, schreien. Flackernde blaue Lichter in dicht aufsteigendem Nebel, der schweflig schmeckt und in den Augen brennt. Hustend kommt Falckenstein zu sich, springt auf und schlägt das Fenster zu. Auf dem Lausitzer Platz vor seinem Haus ist die Hölle los. Das Straßenfest ist ein einziger Bereich polizeilicher Maßnahmen geworden: Festbesucher werden gejagt und zusammengeknüppelt. Stände und Bänke über den Haufen gefahren. Der Gestank des Reizgases überzeugt ihn, dass es sich nicht um eine optische Täuschung handeln kann. Die Luft im Treppenhaus ist noch beißender. Er bindet ein Halstuch vor die Nase, bahnt sich einen Weg durch die ihm entgegen flüchtende Menge und rennt an den kreuz und quer jagenden Wannern vorbei in eine Nebenstraße. Als er stehen bleibt, um Luft zu holen, spürt er, wie ihm jemand eine Gerüststange in die Hand schiebt. Ein ausgeschlachtetes Autowrack steht quer auf der Fahrbahn. «Wird abgeholt», liest Falckenstein auf einem Pappschild und reicht gedankenlos die Stange weiter. Augenblicke später steht eine Barrikade. Mein lieber Kokoschinsky, denkt er, und will einen Doppelten zur Beruhigung.

Waldemars Hamster fällt aus dem Fenster. Nicht ohne Eleganz federt er auf der Markise des türkischen Gemüsehändlers ab, dreht sich zweimal in der Luft und landet in den Pfirsichen. Waldemar verfolgt den Flug des Hamsters ohne Panik. Als letzterer die Aprikosen verläßt, um das Weite zu suchen, erhebt sich Waldemar von seinem Platz. Der Hamster war nicht das erste Mal aus dem Fenster gefallen.

Gleich nach dem Verlassen der Wohnung begegnet Waldemar der Portierschen, die ihn in ein längeres Gespräch über das tragische Ableben Hans Rosenthals verwickelt. «Und niemand hat gewusst, dass der Jude is.» Eine halbe Treppe tiefer verstellt ihm sein griechischer Nachbar den Weg und versucht ihm in recht erregtem Zustand Ungeheuerlichkeiten zu erklären, die sich heutzutage in Kreuzberg ereignen. Als Waldemar endlich auf die Straße tritt, ist die nicht wiederzuerkennen. Auf Gehwegen und Fahrbahnen ballen sich die Leute in großen Haufen. Überall liegen Pflastersteine und Bierflaschen und umgekippte Bauwagen und alles mögliche. In Richtung Lausitzer Platz lalüt es pausenlos. Es ist noch heller Tag, es ist unglaublich, und es riecht tränentreibend brenzlich in der Luft. Das Straßenfest ist diesmal aber Fix zuende, konstatiert Waldemar, der seit 1941 in der Wiener Straße gegenüber der Feuchten Welle wohnt. Er holt sich Helm und Spazierstock und macht sich auf die Suche nach seinem Haustier.

Die nächste Kneipe hat geschlossen. Im Fenster hängt ein Filmplakat mit Leninkonterfei: 24 Uhr - Die Erhebung. Falckenstein hört das prasselnde klong-klong-klong ei-

nes Steinhagels, der auf vorbeirasende Wannen abgefeuert wird. Ein paar Häuser weiter hat Falckenstein Glück. Er drängelt sich an den überfüllten Tresen und brüllt seine Bestellung in den Lärm.

Der Hamster droht in Vergessenheit zu geraten. Wie von selbst suchen Waldemars Füße den Weg in die Stammkneipe am Heinrichplatz. Auf dem Weg dahin verändert sich das Verkehrsgeschehen auf der Oranienstraße von Minute zu Minute. Der gesamte beräderte Verkehr verlangsamt sich ständig. Dafür laufen immer mehr Leute auf der Fahrbahn herum oder halten dort größere Versammlungen ab. Soweit Waldemar die Sache übersehen kann, ist die Menschenmischung die gleiche wie sonst. Es sind aber augenscheinlich zehnmal so viele Leute wie sonst unterwegs. Als er den Heinrichplatz erreicht, lärmt eine größere Anzahl Wannen durch die Mariannenstraße Richtung Skalitzer. Der letzte Wagen ist gerade auf Waldemars Höhe, als in der halb geöffneten hinteren Tür ein Instrument erscheint, das er spontan für ein Saxophon halten würde. Bruchteile von Sekunden später wischt ein heißer, metallischer Schatten zwischen seinen flatternden Hosenbeinen hindurch und prallt hinter ihm an der Hauswand ab. Beißender Qualm quillt aus dem Wurfkörper. Waldemar beschleunigt enorm und rast durch den Eingang ins schützende Innere des Elephanten. Völlig entnervt bestellt er sich ein Bier.

Noch immer kann er keinen klaren Gedanken fassen. Er zwingt sich zur Konzentration und balanciert den Bierdeckel mit den Fingerspitzen, auf den irgend jemand gekritzelt hat: $b \text{ quadrat} + \text{Wurzel aus } m \text{ quadrat} = z \text{ hoch } G$. Falckenstein zieht aus seiner Jackentasche die Formelsammlung des VEB Fachbuchverlag Leipzig, 1966, 8. Auflage, blättert und liest auf Seite 131 «Ausgleich der rotierenden Massen», S.126 «Eythelweinsche Seilreibungsgleichung», Seite 81 «gerader zentraler Stoß - unelastisch, elastisch, teilelastisch...». Automatisch fasst er sich ans Kinn. Er spürt einen Schmerz im Unterkiefer und erinnert sich an eine unangenehme Situation, die schon einige Jahre zurückliegt. Es war an einem Tag, als ihn Uschi mit dem Fahrrad von seinem damaligen ABM-Job als Kettensägenführer im Span-dauer Forst abholte. Er hatte es sich auf dem Gepäckträger bequem gemacht. Der alte Hess muss an diesem Tag Geburtstag gehabt haben. Vor dem Kriegsverbrechergefängnis in der Wilhelmstraße hielten Neonazis ihre Prozedur ab, schlugen die Hacken zusammen und rissen die Arme zum Deutschen Gruß empor. Dem fanatischen Schwenkbereich der oberen Extremitäten zu nahe gekommen, fanden sich die beiden unter ihrem Fahrrad wieder. Falckensteins Kinn war verstaucht. Der alte Sack wird wohl auch bald den Löffel abgeben, denkt Falckenstein und blättert weiter. Für alles mögliche haben diese Wissenschaftler heutzutage Formeln parat. Da steht es: $m = \text{Masse}$, $b = \text{Bananenschale}$, $z \text{ hoch } G = \text{Zerbröselungsfaktor der Gesellschaft nach Professor Waldemar}$. Zerbröselungsfaktor? Eine ungeheure Energie liegt in der Luft.

Aus allen vier Himmelsrichtungen ist an- oder abschwellendes Lalü zu hören. Um Waldemar herum trinken und diskutieren und trinken eine Million Leute. Durch die weit geöffnete Tür sieht er einen Altglas-Container, dessen Standort im Hauruck-Verfahren mitten auf die Kreuzung verlegt wird. Ein paar Meter daneben brennt ein Mercedes. Dazwischen wimmelt es von Leuten. Der Türausschnitt, durch den er die Straßenszene sieht, wirkt unwirklich wie ein TV-Bild. Waldemar weiß auch ohne Fernseher, warum Geschichte sich ständig wiederholt, und dass es überhaupt keine Rolle spielt, ob gerade die Tragödie oder die Farce an der Reihe ist. kramt seinen Füller hervor und schreibt auf den Rand eines Bierdeckels die bekannte Formel: $b \text{ quadrat} +$

Wurzel aus $m = z$ hoch G . Als sein Bier kommt, möchte die Kellnerin sofort kassieren. Waldemar unterschreibt den Bierdeckel und will damit bezahlen. Da das nicht akzeptiert wird, zuckt er verständnislos sein Portemonnaie, löhnt, lässt das Bier stehen und stürzt wieder nach draußen.

Auf der Straße liegt eine zerbeulte Wanne. Sieht aus, als wäre sie auf b quadrat ausgerutscht, stellt Falckenstein fest. Im Nordosten leuchtet der Himmel rot, blau und grün zugleich. Was zur Hölle haben die da angezündet? Böllerschüsse krachen, und bunte Raketen steigen auf. Der Osten schickt den Westberliner Werktätigen Kampfesgrüße mit seinem Maifeuerwerk. Aus vorbeirasenden Wannen wird Tränengas in die Menge geschossen. Falckenstein legt einen Sprint ein, und ihm ist es egal, dass er dabei den halben Tascheninhalt aus den wehenden Rockschoßen verliert. «Nicht inne Oogen reiben», ruft ihm jemand nach. In einer Nebenstraße bleibt er stehen und atmet durch. Eine laute, dumpfe Explosion lässt ihn zusammensucken. Er eilt zum Heinrichplatz, wo ein Bagger oder eine Feuerwehr in die Luft geflogen sein soll.

In der allmählich beginnenden Dämmerung bewegt sich Waldemar ziellos durch die Straßen. Überall ein ähnlich zusammengesetztes Bild: Flammen, Menschen, Pflastersteine, Bierflaschen, Bauwagen, Blaulichter. In der Muskauer Straße zerren maskierte Jugendliche ein räderloses Äutowrack in die Straßenmitte. Auf dessen Haube steht in großen groben Strichen: «wird abgeholt!»

Eine Ecke weiter kommen ihm drei Bengels entgegen, die kistenweise Rauchwaren davonschleppen. «Jips dahinten, Alta, allet umsonst», grinsen sie ihm zu. Und Waldemar grinst zurück.

Waldemars Hamster macht einen panischen, känguruhartigen Satz zur Seite. Ein Formelbuch mit abwaschbarem Umschlag trifft ihn beinahe am Kopf und schlägt dicht neben ihm ein. Hatte er nicht neulich auf dem Schreibtisch des Professors einen Artikel über die bedrohliche Zunahme von near misses in der amerikanischen Luftfahrt gelesen? Der Professor scheint realitätsbezogener zu sein, als er bisher annahm. Doch dieser Schreck ist nichts im Vergleich zu dem, was er vor ziemlich genau 21 Jahren erlebte, als der Professor ihn zum Picknick an den Stößensee in Spandau mitnahm. Da überschlug sich ein Düsenjäger mit kyrillischen Schriftzeichen und klatschte wie ein Stein ins flache Wasser. Die haushohe Schlammfontäne versaute das ganze Essen. Erst Knallen, dann Fallen! hatte der Professor geschimpft und dem aus dem Schlamm herausragenden Schwanz des Fliegers mit der Faust gedroht.

Als Waldemar in die Pücklerstraße einbiegt, stößt er beinahe mit Brigitte A. zusammen. Sie hat einen Araber an der Hand, den sie Waldemar kurz als »Genossen aus Palästina« vorstellt. Aufgeregt erklärt sie dem Mann die Ereignisse. «Look there, those policemen over there, at their cars, they don't know what to do. Probably they'll shoot gas in that direction. But they gotta watch their backs, haha». Und zu Waldemar gewandt: «Na, wie immer hinter der Front?! Scheiße, ich muß gucken, wo Dingsbums mit meinem Baby ist. Ich suche sie schon seit zwei Stunden.» Und wendet sich an ihren Begleiter und erklärt weiter. Waldemar zuckt die Achseln und geht zum Lausitzer Platz. Der sieht aus wie ein Schlachtfeld: Niedergefahrene Stände, brennende Barrikaden und ein Meer von Kleinrümern. Und überall Leute, Leute, Leute.

Falckenstein gesellt sich zu allerlei Volk, das sich vor einem brennenden Bauwagen versammelt hat. Irgendwer schenkt ihm Bier und Zigaretten. Seinen sonstigen Gewohnheiten zum Trotz unterhält er sich ausgelassen mit wildfremden Leuten. Ein alter Knacker mit Sturzhelm (Cromwell Halbschale) gestikuliert mit einem weißen Stock

und fragt nach seinem ihm entfallenen Hamster. Jemand haut dem Alten auf die Schulter: «Eij Mann, Hamstan hießet Fünfunvürzich, heute heeßt et Plündan! Willste n Schluck Sekt? Heute kann ick nämlich ooch ma een ausjehm, halt dir ran!» Aber der Alte schüttelt den Kopf und geht weiter. Falckenstein ist in aufgekratzer Stimmung und setzt seinen Streifzug durchs Viertel fort.

Der ganze Bezirk wird von hüben und drüben aufs beste illuminiert. Im Osten färbt sich der Himmel abwechselnd grün und rot. - Waldemars Vermutungen schwanken zunächst zwischen Chemieunfall gigantischen Ausmaßes und einem autonomen Großfeuer ganzer Straßenzüge - und im Westen lodern die Barrikaden, alle 50 Meter eine. Der ellenlange Bretterzaun Skalitzer Ecke Mariannenstraße wird von einer Horde Halbstarcker barrikadengerecht zerlegt und verheizt. Waldemar legt Hand an.

Auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig sieht der Hamster Menschen, die sich mit großen Pappkartons abmühen. Eine Mischung aus Neu- und Beutegier treibt ihn über die Straße. Vorsichtig blickt er sich nach Autos um, da laut Urteil des OLG Kassel vom 1.5.1982 die Rettung eines Kleintieres kein zwingender Grund für eine Notbremsung ist. Er klettert über die herumliegenden Pflastersteine und erreicht wohlbehalten sein Ziel. Die Leute mit den Kartons tauschen Gegenstände aus. Eine Plastiktüte fällt dem Hamster vor die Füße. Haferflocken, durchzuckt es ihn, und er macht seinem Namen alle Ehre.

Am Kottbusser Tor sammeln sich Wannen und Wasserwerfer. Vermutlich nicht nur dort, denkt Waldemar. Aber die verschreckte Staatsmacht scheint begriffen zu haben, daß es momentan keinem Fahrzeug, das größer als ein Rollschuh ist, gelingen kann, in den Kern von SO 36 einzufahren, ohne zur Barrikade verarbeitet zu werden. Ansonsten scheint die Polizei von jeder Taktik unbeleckt. Zielloos rasen Kolonnen von Einsatzfahrzeugen durch die peripheren Straßen, teilweise unbesetzt und in der Regel nach ein bis zwei Fahrten in einem denkbar schlechten Zustand: platte Reifen, trotz der Vergitterung eingeschlagene Fenster und Außenhäute, die nach wahren Stein- und sonstwashageln wie Mondkarten aussehen. Auf etlichen fehlen auch die Signalhörner und Blaulichter, kläglich drehen sich übriggebliebene Löffelchen auf den Sockeln. «Kein Ton, kein Licht, wir kommen nicht», ruft ein Dichter der Nacht den Wannen nach.

Das Viertel bietet ein unglaubliches Bild. Zwischen Feuern kurven Radfahrer. Leute schleppen Kisten, Stiegen und Flaschen. Genussmittel werden verteilt oder zwischengelagert Weit und breit keine Polizei. Falckenstein genießt die Atmosphäre. In der nächsten Straße sieht es aus, als wäre nichts geschehen. Türkische Großfamilien mit Kind und Kegel wie alle Tage und Nächte. In den Straßencafes und Kneipen herrscht der übliche Betrieb, und die Tränengaskonzentration in der Luft ist etwas geringer.

Falckenstein zieht es zum Görlitzer Bahnhof, von dem rhythmisches Trommeln herüberdröhnt. An der nächsten Ecke fliegen von allen Seiten Steine auf eine Feuerwehr, von denen etliche ihr Ziel verfehlen und Beulen und Brüchen unter den sich gegenüber stehenden Werfern und anderen anrichten. Falckenstein erkennt die fatale Wirkung ballistischer Gesetze unter Alkoholeinfluss.

Ein Hagel Gasgranaten, aus einiger Entfernung abgeschossen, zwingt Waldemar zu einem Spurt, in dessen Verlauf er einen zwölf- oder vierzehnjährigen türkischen Jungen mitzertrt, der fasziniert vom Schauspiel das wegrennen vergessen hat. Außerhalb der Gefahrenzone, in einem Hauseingang, sprudelt der Piepel los: «Wissense, ick muss um halb Elf zuhause sem. Mein Alta hat jesacht, wenn ick späta komme, schlägta mir tot. Aba vorhin hab ick anjerufn und ihm jesacht: dit is so irre, allet, heu-

te Nacht komm ick nich nach Hause, da kannste machen, watte willst, und hab uffjehängt!» und strahlt Waldemar an und wetzt wieder los. Keine Minute zu früh, denn Sekunden später bremsen ein halbes Dutzend Wannens direkt neben Waldemar, der zur Salzsäule erstarrt. Im Führerhaus des ersten Wagens, genau auf Waldemars Höhe, wird eine Beleuchtung angeknipst, und zwei behelmte Köpfe beugen sich über einen Stadtplan. Der offensichtlich verkehrt herum gehalten wird. Denn nach einer Minute wendet die ganze Kolonne mit quietschenden Reifen in der Straßeneinmündung und rast den gleichen Weg zurück. Einem ungewissen Schicksal entgegen, denkt Waldemar.

Falckenstein kommt an einem ausgeräumten Getränkeladen vorbei. Neben dem Geschäft sitzen Punks auf einer Bank vor ihrer gestapelten Sore. Einige Meter hinter ihnen ist eine Wanne abgestellt, deren Besatzung in voller Kampfausrüstung rat- und tatlos herumlungert. Niemand nimmt Notiz voneinander. Falckenstein fasst es nicht und geht weiter.

Am Heinrichplatz brennen an allen vier Ecken gleich mehrere Barrikaden. Als Waldemar die Straße überquert, begegnen ihm zwei bunte Wesen auf Skateboards, die mit einem Affenzahn gekonnt um alle Hindernisse herum über die brennende Kreuzung segeln. Waldemar ist begeistert.

Autos mit westdeutschen Kennzeichen verlassen den Stadtteil, während Kiezbewohner damit beschäftigt sind, ihre Wagen in ruhigere Straßen umzuparken. Auf der Kreuzung am Görlitzer Bahnhof brennt ein meterhohes Feuer. Menschen über Menschen sind unterwegs. Einige hundert Leute schlagen auf den Eisenpfeilern der Hochbahn ein Trommelkonzert, das weithin vernehmbar ist. Ausgelassene Partystimmung breitet sich aus. Bei Bolle splintern die Scheiben. »Bolle hat offen und keena sitzt ane Kasse!«, werden Rufe laut. Nachdem die ersten Leute eingestiegen sind, drängt sich der halbe Kiez zur Selbstbedienung in den Laden. Niemand empört sich darüber.

Durch die Manteuffelstraße treibt Waldemar im Menschenstrom seiner Kreuzung an der Hochbahnhaltestelle Görlitzer Bahnhof entgegen. Aus zwei Büchsen Bier, die ihm Leute in die Hand gedrückt haben, abwechselnd trinkend, erreicht er die Grundschule, wo eine emsige Horde Kinder damit beschäftigt ist, Kisten und Kartons mit Waren aus den verschiedensten Geschäften über den Schulzaun zu schaffen und im Gebüsch zu verbunkern. Waldemar bedient sich aus einer Zigarrenkiste, die ihm im Vorbeigehen hingehalten wird, und lehnt dankend weitere Getränke ab.

Falckenstein überquert die Kreuzung. Die dunklen Brandstellen im Asphalt, aus denen eingeschmolzene Bierdosen und Pflastersteine herausragen, gefallen ihm außerordentlich. Er drängt sich durch die Menge und zum Görlitzer Bahnhof vor, wo gerade die Fahrscheinautomaten auseinandergenommen werden. Er ist auf den Fahrschein drucker scharf, der jedoch dem allgemeinen Ausbruch von Lebensfreude zum Opfer fällt, bevor er sich einmischen kann.

Bolle brennt. Erst nur ein bisschen und ganz hinten drin. Einkaufswagen voller Lebensmittel, Spirituosen und Pampers werden auf die Straße geschoben und unter die Leute verteilt oder irgendwo in Sicherheit gebracht. Weit und breit keine Legalität mehr. Nur noch Volk, das sich amüsiert.

Wenn es einen Preis für die schönste Kreuzung dieser erstaunlichen Nacht geben würde, denkt Waldemar, dann verdient ihn die vor seiner Haustür. Mehr als ein Dutzend Barrikaden schützen das Treiben auf dem Platz. Daimler und Enten brennen vereint. Auf zwei riesigen Scheiterhaufen unter der Hochbahnbrücke geht die

Inneneinrichtung von Bolle in Rauch auf. Drum herum tanzt die berühmte Kreuzberger Mischung. Auffallend ist nur, dass entschieden weniger Hunde als sonst unterwegs sind.

Dem Hamster hängt es zum Halse raus, ständig die Haferflocken mit sich herumschleppen zu müssen. Er sucht ein geeignetes Versteck. Die Hecke hinter dem Schulhofzaun bietet sich an. Diese Idee teilt er mit etlichen Kindern, die Zigaretten und Kaugummis über den Zaun in die Büsche werfen.

Bei aller Ausgelassenheit der Leute kann Waldemar nirgendwo Anzeichen von Hektik und Streß feststellen. Alles grinst, und alle sind freundlich, ja höflich zueinander. Es wird viel erzählt. Ein baumlanger Kerl mit einem Tuch vor dem Gesicht schreitet gelassen von Verkehrsampel zu Verkehrsampel und zerschlägt systematisch mit einem dicken Eisenrohr alle Lichter. Es gibt eine Menge Ampeln auf dieser Kreuzung.

Falckenstein bleibt am brennenden Stromverteilerkasten vor der Feuchten Welle stehen. In unregelmäßigen Abständen krachen die Kurzschlüsse. Blauknisternde Blitze und helle Stichflammen schlagen aus dem Kasten. Die Lichter in der ganzen Gegend flackern und gehen nach einem undurchschaubaren Schaltrhythmus abwechselnd an und aus.

In einer Wohnung im dritten Stock in der Naunynstraße sitzt eine alte Frau auf dem Schrank und guckt durch einen Feldstecher auf die Straße. Alles, was sie sieht, und eine Menge Sachen, die sich nur in ihrem Kopf ereignen, unabhängig davon, dass sie sich gleichzeitig, und genau so, tatsächlich irgendwo in SO 36 abspielen, schreibt sie auf kleine Zettel und stopft diese in einen weinroten 12-Unzen-Boxhandschuh. Da in all ihren Anträgen auf Finanzierung einer Vierteljahres-Zeitschrift mit dem Titel »Kulturen im Spannungsfeld zwischen Gestern und Heute« nie beantwortet hat, beschließt sie spontan, alles aufzuschreiben und im Boxhandschuh an das Paul-Löbe-Institut zu schicken. Diese Wixer.

Vor der Feuerwache in der Wiener Straße hat sich Volk um einen großen Mann in blauer Uniform versammelt. Waldemar schlendert näher und lauscht der Diskussion. Es geht um die Bewohner der neben Bolle gelegenen Häuser, die in einem ebenso dramatischen wie lächerlichen Einsatz versuchen, die Brandmauern per Trittleiter und Gartenschlauch zu kühlen, weil die Feuerwehr nicht herankommt an den mittlerweile recht kräftig brennenden eingeschossigen Kasten, dessen letzte Waren längst auf der Kreuzung verteilt worden sind. Der umringte Oberbrandbekämpfer erklärt den Leuten souverän, dass keine Gefahr für die angrenzenden Häuser besteht: «In den modernen Betondingern, ja, da hätte ick ooch Schiss, aba zu eure Häuser könnnta Vertraun ham, wenn die früha ne Brandmaua jebaut ham, dann ham se ooch Brandmauer jemeint. Bei euch wern noch nich ma die Tapeten warm.»

Unter schwarzen stinkenden Rauchschwaden steht der Supermarkt in Flammen. Eine alte Frau stellt ihre Tasche neben Falckenstein ab und schimpft: «Fuffzehn Jahre Bolle sind fuffzehn Jahre zuviel!» Niemand widerspricht ihr.

Waldemars Hamster biegt um eine Ecke und begegnet einem Hund, der wie Trotzki aussieht. Der Hamster weiß nicht, wer Trotzki ist, und kümmert sich nicht weiter darum.

Falckenstein ergattert einen freien Stuhl im Straßengarten der Pizzeria mit Blick auf den Görlitzer Bahnhof, der wie ein riesiger ausgebleichter Knochen aussieht. Die Scheiben fehlen, unten brennen die Kioske und oben an den Pfeilern die dicken Kabel.

Waldemar kehrt zur Kreuzung zurück und stellt mit einer Mischung aus Bestürzung und Hingerissenheit fest, daß er beinahe bereit ist, sich in das bacchantische Treiben vor dem großen brennenden Verteilerkasten zu stürzen. Die Decke von Bolle ist durchgebrannt und stürzt funkenstiebend ein, vom frenetischen Beifall der Festgesellschaft begleitet. Das untunterbrochene Trommeln und Klopfen auf allem, was irgendwie Laut gibt, läßt Waldemars Fantasie davonfliegen. Ein junges Mädchen, in der er trotz Maskierung unschwer die Verkäuferin des Bäckerladens erkennt, tanzt an Waldemar vorbei und läßt ihn völlig die Fassung verlieren. Dir würde ich gern mal aus meinen Logarithmentafeln vorlesen, ruft Waldemar ihr in Gedanken nach und schilt sich gleich darauf einen alten Narren und bereut doch nichts.

Der feuerspuckende Verteilerkasten ist dem Hamster nicht geheuer. Verteiler ist überhaupt ein viel zu harmloses Wort für so ein komplexes Gebilde, denn wo etwas verteilt wird, müssen die Fäden zusammenlaufen. Er erinnert sich an ein Manuskript, das zwischen Apfelschalen und Brotrinden auf dem Küchentisch lag. Da war von *returner la distribution* die Rede. In Gedanken verstrickt, überquert er die autofreie Straße und begibt sich nach Hause, wo er vor der Wohnungstür auf den Professor wartet.

Der Verteilerkasten der Firma Bewag produziert seit Stunden unermüdlich seine fulminanten Lichtbogenentladungen und Goldregen-Kurzschlüsse. Nach den Straßenlaternen und Geschäftsbeleuchtungen hat der elektrische Strom nun auch in den Wohnhäusern der Wiener Straße seinen Geist aufgegeben. In vielen Fenstern sind Kerzen zu sehen, was Waldemar an frühere Jahrestage des 13. August 1961 erinert. Mit der Spitze seines Spazierstocks stochert er im Zuckersand vor der Einfahrt der Moschee herum. Die großflächige Entfernung des Steinpflasters hat zwar nicht zur Freilegung des Strandes geführt, aber dafür das Trottoir in eine begehbbare Kleinwüste verwandelt.

Falckenstein bemerkt eine zunehmende Besoffenheit nicht nur bei sich. Seinen Platz im Garten musste er ins Innere der Kneipe verlegen, seit Polizeieinheiten mit schwerem Gerät die Kreuzung zurückerobern. Wasserwerfer mit CN-Beimengung, Panzerwagen und Räumfahrzeuge brettern durch die Skalitzer Straße. Jetzt, da nur noch wenige Leute auf den Straßen sind, schwärmen die Greiftrupps aus. Die Rückkehr der gewöhnlichen Ordnung ist blutig. Als die Lage auf der Straße etwas ruhiger geworden ist, verlassen die Gäste grüppchenweise die Kneipe. Falckenstein gelingt es, auf Umwegen die Skalitzer Straße zu überqueren. Vorbei an marodierenden Bullenhaufen, schwelenden Feuern, Fahrscheingirlanden und beginnenden Straßenreinigungsaktivitäten schleicht er nach Hause, legt sich aufs Bett und ist kein bisschen müde.

Waldemar lehnt in seiner Haustür und trinkt Bier. Unweit überrennt, verprügelt und verhaftet der uniformierte Rachefeldzug einen jungen Mann, der so breit ist, daß er sich auch ohne Schläge und Tritte kaum noch auf den Füßen halten könnte. Waldemar spürt Zorn in sich aufkommen und erinnert sich an eine Äußerung von Klo-Wagen-Manne: «Zuallererst muss man den Menschen bekämpfen.»

Waldemar dreht sich um und denkt: In elf Jahren wissen die Leute höchstens noch, daß weiland 1987 mal ein Haufen großer und kleiner Verteilerkästen abgebrannt ist, schüttelt den Kopf und schließt die Haustür hinter sich.

*Juni 1987, Norbert Knofo Kröcher (Mitbegründer der Bewegung 2. Juni)
& Werner ETA Theuer (Ex-Totengräber, Archivar im Havemann-Institut)*

LITERATUR

- « 20 Jahre radikal. Geschichte und Perspektive autonomer Medien » *Unrast Verlag Münster · Schwarze Risse/Rote Straße Berlin · Edition ID-Archiv*
- « Agit 883. Bewegung, Revolte, Underground in Westberlin 1969-1972 » *Assoziation A*
- « Autonome in Bewegung » *Assoziation A*
- « Autonomie-Kongress » *Unrast Verlag*
- « Der Blues » *Bewegung 2. Juni*
- « Der Mensch in der Revolte » *Rowohlt*
- « Das negative Potential - Gespräche mit Johannes Agnoli » *ça ira Verlag*
- « Der Stand der Bewegung - Lesebuch zum Autonomiekongress 1995 » *Eigendruck im Selbstverlag*
- « Die goldene Horde - Arbeiterautonomie, Jugendrevolte und bewaffneter Kampf in Italien » *Assoziation A*
- « Luther Blissett - Q » *Piper Verlag*
- « Tiqqun - Kybernetik und Revolte » *diaphanes*

ES GIBT EIN LEBEN NACH DEM TODE
(... DIESER ORDNUNG)

We all bear the scars
Yeah, we all feign a laugh
We all cry in the dark
Get cut off before we start

And as your first act begins
You realise they're all waiting
For a fall, for a flaw, for the end

And there's a path stained with tears
Could you talk to quiet my fears
Could you pull me aside
Just to acknowledge that I've tried

As your last breath begins
Contently take it in
Cause we all get it in
The end

And as your last breath begins
You find your demon's your best friend
And we all get it in
The end